

Das Reich Tradom Nr.2132

Der Saltansprecher

von Claudia Kern

Nach einem langen Flug über fast 700 Millionen Lichtjahre hat die SOL im Dezember 1311 Neuer Galaktischer Zeitrechnung endlich die Galaxis Wassermal erreicht. Hier hoffen die Besatzungsmitglieder unter dem Kommando des Arkoniden Atlan, endlich weitere Informationen über Thoregon und die Helioten zu erhalten. Immerhin gibt es in der Galaxis Wassermal die Pangalaktischen Statistiker, legendäre Wesen, die unglaubliches Wissen über die Geschichte des Universums angehäuft haben. Doch kaum sind Atlan und sechs seiner Begleiter auf der Welt Vision gelandet, dem geistigen Zentrum der Galaxis, werden sie bereits in einen Konflikt verwickelt, der ganz Wassermal betrifft. Ein Prinzenkrieger, einer der Herrscher der Pfauchonen, stellt sich gegen sein Volk, um gegen sein Schicksal zu kämpfen. Während sich dieser Konflikt immer mehr zuspitzt, erwacht gewissermaßen eine mythische Gestalt der Pfauchonen. Es ist DER SALTANSPRECHER...

Die Hauptpersonen des Romans:

- Tieger - Ein Pfauchonischer Prophet leidet an »mikhate«.
- Lemna - Tiegiers Mutter setzt sich für ihren Sohn ein.
- Olibec - Der Vorsteher eines Klosters beharrt auf den Regeln.
- Lo - Eine junge Frau verstößt gegen uralte Gesetze.
- Sihome - Die Prinzessin blickt ihrem Schicksal entgegen.

Prolog

... und so wird eines Tages der Saltansprecher geboren werden. Man wird ihn leicht erkennen, denn seine Klugheit und sein Geschick sind allen anderen weit überlegen. Selbst aus großer Ferne werden die Propheten anreisen, um ihn in der Sprache der Saltans reden zu hören. Man wird vor ihm knien und ihn, den Messias, der aus dem Nichts kommt, zum Obersten der Propheten ernennen. Ihm allein gebührt diese Ehre, vor ihm allein neigen wir unser Haupt. Wir werden ihm einen Thron erbauen, höher und schöner als alles, was unsere Augen bisher erblicken durften. Von diesem heiligen Ort aus wird er den Lebenden den Tod und den Todgeweihten das Leben bringen. Und doch muss auch er dem Weg des Schicksals folgen, so, wie wir es alle tun. Nur eines unterscheidet uns von ihm: Wenn der Saltansprecher seine Stimme erhebt, wird die Welt nie wieder sein wie zuvor...

1. Loan

Die Stille hing schwer im Raum, wurde nur von dem Glucksen eines Kleinkinds unterbrochen, das am Fenster saß und mit der flachen Hand nach Regentropfen schlug. Obwohl es so groß und kräftig wie ein Fünfjähriger war, hatte es gerade einmal das dritte Lebensjahr vollendet. Rufas Lemyr verspürte das nervöse Bedürfnis, sich zu kratzen, zwang seine Hände jedoch, ruhig in seinem Schoß liegen zu bleiben. Ihm gegenüber auf hohen hölzernen Stühlen saßen die Eltern des Kleinkinds, Lemna und Ters. Ters starrte auf einen Punkt vor seinen Füßen, Lemna blinzelte Tränen zurück.

»Und es gibt wirklich nichts, was wir hätten tun können?«, fragte Sie. Rufas schüttelte den Kopf. Stets die gleichen Fragen, stets die gleichen Antworten. »Nein, und ihr müsst euch keinen Vorwurf machen. Die Krankheit tritt so kurz nach der Geburt auf, dass es fast unmöglich ist, sie zu erkennen. Das ungewöhnlich starke Wachstum ist nur ein Symptom, das lange danach einsetzt.« Er wusste, dass seine Worte nicht ausreichten, um den Eltern die Selbstvorwürfe zu nehmen. In ihren Köpfen durchlebten sie die Tage nach der Geburt, suchten nach Hinweisen und Symptomen, taten etwas, um ihrem Sohn zu helfen und das längst geschriebene Schicksal abzuwenden. Rufas hatte das Gleiche getan, als die Krankheit seines eigenen Sohns von einer vagen Vermutung zur Realität wurde.

Lemna fing sich, bevor ihre Tränen über die Wangen laufen konnten. Es hätte sich nicht gehört, vor einem Besucher zu weinen und ihn damit in eine unangenehme persönliche Situation zu bringen. Wie es die Höflichkeit verlangte, tat Rufas so, als bemerke er davon nichts. »Hat er eine Seele?« Ters' Stimme klang rau. Sein Kopf blieb gesenkt. »Natürlich hat er eine Seele. Euer Sohn Tieger ist ein pfauchonischer Prophet, daran wird sich nie etwas ändern.« »Aber er hat mikhate?«

Rufas war froh, dass Ters das Wort endlich ausgesprochen hatte. Es musste wie eine Geschwulst auf seiner Zunge gesessen haben, übel riechend und im Dunkel verborgen. Jetzt war es heraus, und Ters musste es nicht mehr allein ertragen. »Ja«, sagte er. »Es ist Mikhate, der leere Geist, auch wenn ich wünschte, du würdest es anders bezeichnen. Tiegiers Geist ist nicht leer, er ist nur sehr, sehr langsam.« Zum ersten Mal, seit Rufas den Raum betreten hatte, sah Ters zu seinem Sohn. Tieger versuchte immer noch nach den Regentropfen auf der anderen Seite der Scheibe zu greifen.

»Ein normales Kind«, fuhr Rufas fort, »würde nach wenigen Minuten bemerken, dass es die Tropfen nicht erreichen kann. Tieger wird das erst in einigen Stunden erkennen, vielleicht sogar erst morgen. Sein Geist bearbeitet eine Aufgabe nach der anderen, wie verschiedene Punkte auf einer Liste. Wenn er den ersten verstanden hat, kann er sich dem zweiten zuwenden und so weiter.« »Kann er so alles verstehen?« Rufas hörte die Hoffnung in Lemnas Stimme und schämte sich für seine unglückliche Ausdrucksweise. Er hätte den Vortrag an einer anderen Stelle beginnen müssen, um ihr die Grenzen ihres Sohnes deutlicher aufzuzeigen.

»Nein«, sagte er und senkte den Blick vor den Tränen in ihren Augen. »Eine Regel besagt: Wenn ein Mikhate-Kind etwas nach einem Tag nicht verstanden hat, wird es das auch nach einem Leben nicht verstehen. In eurer Erziehung müsst ihr dafür sorgen, dass Tieger lernt, in einem solchen Fall diesen Punkt zu überspringen und zum nächsten in der Liste auszuweichen. Wenn er das konsequent beherrscht, wird er alles lernen können, was er zum Leben benötigt.« Lemna stand auf und ging zum Fenster. Ihr Sohn sah noch nicht einmal auf, als sie ihn hochhob und sanft zu wiegen begann. Seine Hand streckte sich weiter nach den unerreichbaren Regentropfen, obwohl sie hinter dem Körper seiner Mutter nur noch zu errahnen waren. Es überraschte Rufas, dass Tieger weder Trotz noch Ungeduld zeigte, denn die Wutausbrüche von Mikhate-Kindern, die man bei ihrer gewünschten Tätigkeit störte, galten als berüchtigt. Er wusste nicht, ob ihr Ausbleiben ein gutes oder schlechtes Zeichen war.

Als Lemna sich wieder zu ihm umdrehte, waren ihre Wangen feucht, aber in ihren Augen las Rufas eine stumme Entschlossenheit. »Ich danke dir für deine Offenheit«, sagte sie. »Wir werden alles tun, um Tieger das Zuhause zu geben, das er benötigt.« Ters' Blick wirkte ebenso zweifelnd wie seine zögerliche Zustimmung. Rufas stand auf und verneigte sich. »Eure Hingabe ist beispielhaft. Ich hoffe, ich werde noch oft Gelegenheit bekommen, sie zu erleben.« Lemna errötete unter dem Kompliment. Ters erwiderte die Verbeugung und öffnete die Tür.

»Ich begleite dich nach draußen«, sagte er. Schweigend folgte Rufas ihm durch den halb dunklen Korridor bis hinaus auf die hölzerne Veranda, von der aus fünf Stufen zum Boden führten. Erst hier, wo zwei Türen zwischen ihm und Lemna lagen und der Regen seine Worte übertönte, fragte Ters: »Gibt es noch eine andere Möglichkeit?« Es waren immer die Väter, die diese Frage stellten, nie die Mütter. Rufas lehnte sich gegen einen Balken und verschränkte die Arme vor der Brust. Tief atmete er die schwere, süßliche Luft ein, ließ seinen Blick über das Dorf mit seinen auf Stelzen gebauten Holzhäusern gleiten.

»Ich bin vor zwölf Jahren nach Loan gekommen«, sagte er dann, »und ich erinnere mich noch gut an den ersten Blick, den ich nach der Landung auf diesen Planeten warf. Noch nie hatte ich so viel Grün gesehen. Alles wirkte schwer und nass und grün. Sogar in den Augen der Pfauchonen spiegelte sich dieses Grün wider. Und der Regen ... auf welcher Welt gibt es schon zweiundzwanzig verschiedene Worte für den Begriff Regen?«

Er sah Ters kurz an und fuhr fort, ohne sich um dessen offensichtliche Verwunderung zu scheren: »Von slik, dem sanften, warmen Regen, der wie Sirup über die Haut läuft, über ge, dessen Tropfen fein wie Nebel sind, bis hin zu tokh, der donnernden Flut, die Dächer zerschlägt und Knochen brechen kann. Ich brauchte lange, um sie unterscheiden zu lernen so wie du lange brauchen wirst, um Ehre von Schmach zu unterscheiden.«

»Es gibt nichts Ehrenvolles an diesem Kind«, sagte Ters. »Sein Leben liegt wie ein Schatten über meiner Familie, und wenn du uns wirklich helfen wolltest, dann ...« Er brach ab, als Rufas nach seinem Arm griff. »Sprich nicht aus, was nicht ausgesprochen werden darf, Ters. Tieger ist keine Schande, er ist deine Herausforderung, Ehre nicht in der Vollkommenheit, sondern in der Unvollkommenheit zu suchen und zu finden. Du kannst zweiundzwanzig Arten von Regen erkennen, also sollte es dir leicht fallen, mehr als eine Art von Ehre zu verstehen.«

Seine Stimme war lauter geworden, als er beabsichtigt hatte. Rufas ließ Ters' Arm los und ging ohne ein weiteres Wort die Stufen hinab. Es fiel meka, der aber schon bald in sliik umschlagen würde. Er war froh darüber, denn die Tropfen, die langsam und schwer über sein Gesicht liefen, vermischten sich mit den Tränen und machten sie unsichtbar. Tränen der Schande, dachte Rufas, nicht der Trauer. Sie überkamen ihn jedes Mal, wenn er die Eltern mit seinen sorgsam auswendig gelernten Worten davon überzeugen wollte, dass ihr Mikhate-Kind das Leben verdient hatte - und das war häufiger, als die meisten Pfauhononen ahnten. Auf Loan war die Bevölkerungszahl so niedrig, dass bereits ein Mikhate-Fall eine Sensation darstellte, aber in den großen Städten auf anderen Planeten war die Krankheit längst nicht mehr ungewöhnlich. Nur bemerkte das außer den Ärzten kaum jemand, denn die Eltern verheimlichten diese große Schande, so gut es ging, und nahmen sogar den Tod ihres Kindes in Kauf, um ihre Ehre zu behalten.

Rufas konnte ihnen keinen Vorwurf machen. Schließlich hatte er ebenso gehandelt. Seine Ehre war danach jedoch nicht zurückgekehrt, war im Gegenteil durch den Selbstmord seiner Frau so stark besudelt worden, dass die Nachbarn die Straßenseite gewechselt hatten, wenn sie ihn bemerkten. Nur zwei Alternativen hatte er damals gesehen: den Tod oder die Flucht. So war er schließlich in der Speiche Maér gelandet, auf einem abgelegenen kleinen Planeten, dessen einziger Beitrag zur galaktischen Zivilisation aus dem Export geringer Mengen Duftölzer bestand. Doch Mikhate hatte ihn in Form des kleinen Tieger auch hier eingeholt. Vielleicht, so glaubte Rufas in diesem Moment, war es der Versuch des Schicksals, ihm eine zweite Chance zu geben.

Zehn Jahre später ...

Tieger besaß viele Freunde. Sie hießen Mege, Vap, Tami, Fogas, Dajo und. Zek. Er war froh, dass es nicht mehr waren, denn so konnte er sie gerade noch an den sechs Fingern seiner Hand abzählen. Seine Mutter hatte ihm zwar erklärt, dass es gut sei, viele Freunde zu besitzen, aber sicher hatte sie damit nicht gemeint, er solle sich unzählige Freunde anschaffen. Und alles, was über die Finger einer Hand hinausging, war für Tieger unzählbar. Er schüttelte sich das Wasser aus den kurzen blonden Haaren und betrachtete seine rechte Hand, die Zahlenhand, wie er sie nannte. Jedem Finger hatte er eine Zahl zugeordnet, von eins bis sechs - wobei Tieger die Sechs meistens ignorierte, weil er wusste, dass sie Unglück brachte. Seine linke Hand war die Tu-Hand, mit der er Dinge erledigte, wenn die rechte mit Zählen beschäftigt war.

Mege hatte behauptet, er könne auch mit der linken Hand zählen, aber nach langem Nachdenken hatte Tieger entschieden, das für Blödsinn zu halten. Und so war die Idee, mit links zu zählen, in seine geistige Schublade verbannt worden, dorthin, wo an die Ideen lagen, die er nicht verstand oder für falsch hielt. Seine Mutter hatte ihm die Schublade vor langer Zeit gezeigt. Anfangs war es Tieger schwer gefallen, sie zu benutzen, doch mittlerweile öffnete und schloss er sie mit Leichtigkeit. Nur nachts, wenn er allein in seinem Zimmer lag, gab er der Versuchung nach. Dann nahm er die Ideen aus der Schublade, rang mit ihnen und ließ seinen Geist gegen sie anrennen, bis der Schlaf ihn irgendwann einholte. Tieger wusste nicht, wie viele Ideen in der Schublade lagen, aber es waren sicherlich mehr als sechs.

Er atmete tief durch und lachte, als ge seinen Rachen kitzelte. Seit drei Tagen regnete es ununterbrochen, aber das hatte Tieger und seine Freunde nicht davon abgehalten, die Stümpfe weiter zu erkunden. Die grüne Wand, in die sie eingetaucht waren, lockte mit Abenteuern und Gefahren. »Wir müssen gut aufpassen«, hatte Mege gesagt. »Dann sehen wir vielleicht einen Gagawuz.« Ein Gagawuz, so hatte Tieger wenig später von ihr erfahren, war ein überaus scheues Tier, das sich als Ast tarnte und seine wahre Gestalt erst offenbarte, wenn man es lange genug anstarrte. Dann konnte es sogar Wünsche erfüllen.

Was soll ich mir wünschen?, dachte Tieger, während er sich bemühte, den Gagawuz in der einsetzenden Dämmerung nicht aus den Augen zu verlieren. Vielleicht ein Geschenk für seine Freunde, die ihm den Gagawuz gezeigt hatten und ihn sogar mit dem Tier allein ließen, da es sich nur einem Unbekannten offenbarte. Oder etwas für ihn selbst ... ein Geschenk, das ihn normal machte...

Wenn er zumindest gewusst hätte, was dieses Wort bedeutete, dann wäre es ihm vielleicht leichter gefallen, so wie die anderen zu sein. Er hatte seine Mutter gefragt und Rufas, aber beide hatten es ihm nicht richtig erklären können. Mittlerweile lag normal in seiner Schublade. Tieger gähnte und begann ein paar Pilze von einem Baum zu kratzen. Seit dem Morgen stand er bereits hier und wartete auf die Verwandlung des Gagawuz. Mittlerweile steckten seine nackten Füße bis zu den Knöcheln im Schlamm. Zirr-Stiche bedeckten seine ungeschützten Arme, und seine Augen brannten von den Sporen der Tazapflanze, die der Regen in sein Gesicht trieb. Der Gagawuz rührte sich jedoch immer noch nicht, ließ es sogar zu, dass Vögel auf ihm landeten, als wolle er beweisen, wie perfekt seine Tarnung war. »Da bist du ja, Tieger«, unterbrach eine Stimme seine Gedanken.

»Hast du mich nicht rufen hören?«

Er drehte sich um, erschrocken und erfreut zugleich. »Du muss weggehen. Der Gagawuz kommt nicht, wenn andere da sind.« »Gagawuz?« Rufas trat auf die Lichtung und ergriff seine Hand. »Komm mit! Du wartest auf etwas, das nicht kommen wird.« Tieger blieb trotzig stehen. »Er ist schon hier, da, der Ast, das ist er. Und wenn er sich zeigen tut, kann ich mir was wünschen. Hat Mege gesagt.«

»Mege hat gelogen.« Rufas klang auf einmal ungeduldig. Der Druck seiner Hand verstärkte sich. »Es tut mir Leid, aber ich muss dich jetzt wirklich nach Hause bringen. Deine Mutter macht sich große Sorgen, und das willst du doch nicht, oder?« »N ein.« Tieger ließ sich Non Rufas mitziehen. An den Satz Mege hat gelogen dachte er nicht mehr. Er lag bereits in einer zweiten Schublade, von der niemand außer Tieger wusste. In ihr befanden sich Dinge, die er am liebsten nicht begriffen hätte und die er so ins Vergessen verbannte. Es war eine Schublade, die Tieger stets verschlossen hielt. Er drehte sich ein letztes Mal zu der Lichtung um, aber sie war längst hinter einem Vorhang aus Blättern verschwunden.

*»Ich halte das für wenig sinnvoll.« Sebor, erster Sprecher des Komitees der Neun, sah Lemna aus trüben Augen an. Er war ein alter Mann mit gekrümmtem Rücken und faltigem Gesicht, aber seine Stimme wirkte fest und klar. Die anderen Komiteemitglieder, die rechts und links von Sebor in einer Reihe saßen, waren nicht wesentlich jünger. Sie alle behielten ihre Stellung bis zum Tod, und es kam öfter vor, dass nicht alle Mitglieder, die eine Sitzung lebend begannen, sie auch lebend beendeten.

Lemna hielt den Blick stand. »Mein Sohn ist ein Prophet. Er hat die Lehre empfangen, so wie alle anderen Kinder. Wieso wollt ihr ihn jetzt von der Zeremonie ausschließen?« »Weil er nichts davon verstanden hat.« Nicht Sebor antwortete auf ihre Frage, sondern Rega. Sie unterrichtete Tieger seit einigen Jahren. »Dein Sohn gibt sich große Mühe, allein deshalb habe ich ihn in der Klasse behalten. Ihm die erste Weihe zu geben wäre jedoch ein Hohn. Es ...«

Sie unterbrach sich, als die Tür geöffnet wurde. Lemna drehte den Kopf und sah, wie Rufas eintrat und sich kurz verneigte. »Entschuldigt die Verspätung«, sagte er. Seine Robe war durchnässt, Schlamm bedeckte seine Stiefel. Er zog einen zweiten Stuhl heran und beugte sich zu Lemna hinüber. »Ich habe Tieger gefunden und nach Hause gebracht«, flüsterte er. »Es geht ihm gut.« »Wir diskutierten«, sagte Sebor, bevor Lemna antworten konnte, »gerade über die Gründe, die gegen Tiegiers Teilnahme an der Zeremonie sprechen. Wir glauben, dass er nicht verstehen wird, was um ihn herum geschieht und was er sieht.«

Rufas neigte den Kopf, eine Geste, die seinen Respekt für das Komitee bekunden sollte. »Ich stimme euch zu. Tieger wird die Zeremonie nicht verstehen.«

Lemna sah ihn überrascht an. Sie hatte Rufas zu der Anhörung gebeten, weil sie seine Hilfe benötigte. Wieso fiel er ihr jetzt in den Rücken? Das Komitee schien seine Zustimmung ebenfalls zu irritieren, denn Sebor warf Rega einen kurzen Blick zu, den sie mit einer ratlosen Geste beantwortete. »Allerdings«, fuhr Rufas nach einer Pause fort, »bezweifle ich, dass irgendeines dieser Kinder verstehen wird, was passiert.« Er stand auf und begann langsam im Raum auf und ab zu gehen. Lemna beobachtete ihn, hasste und liebte seinen Hang zur theatralischen Darstellung, der fast schon arrogant wirkte.

»Gabrauni-zisz ...«, sagte er. »Die Droge, die unser Volk zu Propheten gemacht hat. Bei der Zeremonie nehmen wir sie zum ersten Mal zu uns. Ich glaube, ich spreche für jeden hier, das ist ein Erlebnis, das wir nie vergessen werden.« Sebor lächelte, während andere Komiteemitglieder nickten. Die Abenddämmerung warf lange Schatten über ihre Gesichter.

»Aber, und auch da spreche ich wohl für jeden hier, hat einer von uns diese erste Vision verstanden? Waren wir nicht vielmehr so überwältigt von den Bildern in unserem Geist, dass uns ihre Bedeutung verborgen blieb? Zumindest habe ich es so erfahren. Und wenn es bei euch auch so war, gibt es keinen Grund, Tiegier von der Zeremonie auszuschließen. Er wird nicht mehr und nicht weniger verstehen als alle anderen.«

Das Komitee der Neun schwieg. Lemna nutzte die Gelegenheit und stand auf. »Ich bitte euch«, sagte sie, »meinem Sohn diese Freude zu erweisen. Er hat sieben Jahre lang für diesen Tag gelernt und sein Bestes gegeben. Es wäre falsch, ihm die Belohnung für all das zu verwehren.« Sebor lehnte sich zurück. »Ihr argumentiert mit einer Leidenschaft, die Tiegiers Vater nicht zu teilen scheint. Oder wie ist es sonst zu verstehen, dass nur seine Mutter und sein Arzt hier sind?«

Die Bemerkung versetzte Lemna einen Stich, was zweifelsfrei auch so geplant gewesen war. Ters hatte die Schande eines Mikhate-Kindes nie überwunden und überließ ihr seit Jahren Tiegiers Erziehung. Dass sie und Rufas sich dabei mehr als nur nahe gekommen waren, schien er nicht zu bemerken - im Gegensatz zum Rest des Dorfes, wie Sebor gerade deutlich gemacht hatte. Sie spürte Rufas' Blick, wich ihm jedoch aus. Das Komitee hätte einen solchen Kontakt als Schwäche ausgelegt. »Ters entscheidet für sich selbst«, sagte sie, »ebenso wie Rufas und ich es tun. Ihr könnt nur über meinen Sohn befahlen, nicht über uns.«

Das war eine gewagte, fast schon unverschämte Antwort. Lemna bemerkte die Unruhe, die durch die Mitglieder des Komitees ging. Ihre dunklen Kutten raschelten, als sie sich zueinander neigten und geflüsterte Kommentare austauschten. Rufas stand reglos neben ihr. Sein Gesicht war merkwürdig entspannt, so als habe er akzeptiert, dass die Entscheidung des Komitees gozin Schicksal - war. Es ging nie um Tiegiers Teilnahme an der Zeremonie, dachte Lemna. Das war nur ein Vorwand, um Rufas und mich beschuldigen zu können.

Dabei überraschte es sie fast, dass das Komitee so lange gewartet hatte. In einer kleinen Gemeinschaft wie der, in der sie lebten, war es unmöglich, Geheimnisse über längere Zeit zu bewahren. Vermutlich tuschelten die Dorfbewohner bereits seit Monaten, wenn nicht sogar seit Jahren. Für das Komitee der Neun musste das ein unhaltbarer Zustand sein, denn sie wachten über die Harmonie des Dorfes und über die Ehre seiner Bewohner. Zwar besaßen sie keine offizielle Befehlsgewalt, aber die Empfehlungen, die sie aussprachen, wurden eingehalten, auch wenn Lemna mit ihrer Bemerkung gedroht hatte, genau das nicht zu tun.

Sebor räusperte sich. »Dein Sohn darf an der Zeremonie teilnehmen. Danach wirst du die Harmonie in deinem Haus wiederherstellen.« Er wartete keine Antwort ab, sondern stand zusammen mit den anderen Mitgliedern auf, öffnete die Tür und verschwand im abendlichen Regen.

Lemna sah ihnen nach, bis Rufas seine Arme um sie legte. »Herzlichen Glückwunsch«, sagte er. »Tieger wird die Ausbildung abschließen.« Sie wand sich aus seinem Griff und schloss die offen stehende Tür. »Und was ist mit uns? Du hast Sebor gehört. Ich soll die Harmonie in meinem Haus wiederherstellen...«

»Dann treffen wir uns eben draußen in den Sümpfen. Das wird schon irgendwie klappen.« Lemna nickte, aber glauben konnte sie das nicht.

Seit zwei Tagen hatte Rufas Lemna nicht mehr getroffen. Gesehen hatten sie sich jedoch, dafür sorgte schon die Enge des Dorfes, der man nur in die Wälder oder in die Sümpfe entkommen konnte. Aber selbst das war unbemerkt kaum möglich, denn die Bäume neigten sich wie riesige Palisaden über die Häuser, schlossen sie ein, und die wenigen Lücken, die man ihnen abgerungen hatte, führten nicht weiter als zu den Holzlagern der Baumfäller. Es war eine klaustrophobische Atmosphäre, die Rufas noch nie zuvor so deutlich bemerkt hatte.

Er blieb vor dem einfachen Holzhaus stehen, in dem Lemna mit ihrer Familie wohnte, und sah hinauf zum Fenster. Tieger winkte ihm zu, verschwand aus seinem Gesichtsfeld und tauchte nur Sekunden später an der Tür auf. Sein gelbes, reich besticktes Festgewand ließ den sik abperlen. In einer Hand hielt er eine bereits angezündete Laterne, die Finger der anderen bewegten sich, als zähle er etwas. Rufas trat automatisch einen Schritt zurück, als Tieger ihm entgegenstürmte. Mit seinen 2,20 Metern war der Junge selbst für einen Propheten ungewöhnlich groß, und seine Kraft übertraf bereits jetzt alle anderen im Dorf.

Vielleicht, dachte Rufas, will sein Körper die Schwäche seines Geistes wettmachen.

»Wo warst du?«, fragte Tieger. »Ich hab gewartet.« »Ich habe bei den Vorbereitungen geholfen. Schließlich ist heute ein großer Tag.« Rufas bemerkte eine Bewegung und sah zur Tür. Lemna stieg gerade die Stufen herab. Das Gewand, das sie trug, war ebenfalls gelb, allerdings ohne Stickereien. Es symbolisierte die Familienzugehörigkeit und sorgte mit seiner Schlichtheit dafür, dass ihr Sohn, nicht Lemna selbst, im Mittelpunkt stand. Aus den gleichen Gründen hatte Rufas ein weiß-gelb gestreiftes Gewand gewählt. Damit betonte er seine Nähe zur Familie, wirkte jedoch nicht zu aufdringlich. Hinter Lemna schloss Ters die Tür. Es überraschte wohl niemanden, dass er der Zeremonie fernblieb, wenngleich es eine grobe Unhöflichkeit gegenüber dem Komitee der Neun war.

»Du konntest ihn also nicht überreden?«, fragte Rufas, als Lemna neben ihn trat. »Nein. Er will zu Hause bleiben.« Sie warf einen kurzen Blick auf Tieger, der ungeduldig stehen geblieben war und wartete, dann wechselte sie in die bellend kehligen Laute der Ehrensprache, die sie wie alle Erwachsenen der pfauchonischen Propheten beherrschte. »Erhoben mein Haupt, erschlagen sein Geist. Geliebt nur Ihr, stark wie ein Baum.«

Rufas lauschte auf die Melodie ihrer Stimme, betrachtete die Körpersprache und ließ die Worte an sich vorüberziehen. Er hatte die Ehrensprache vor langer Zeit erlernt, aber ihre Schönheit und die komplexen Regeln ihrer Grammatik faszinierten und irritierten ihn immer noch. Lemna hatte mehr gesagt als diese wenigen Worte. Sie hatte ihm erklärt, dass sie im Gegensatz zu Ters ihre Ehre behalten hatte. Sie war über ihr gozin hinausgewachsen, er war daran zerbrochen. Jetzt empfand sie nichts mehr für Ters, nur noch für Rufas, den sie liebte und in dessen Nähe sie sich stark und groß wie ein Baum fühlte.

Er nickte, ohne zu antworten, wohl wissend, dass er der einfachen Schönheit dieses Satzes nichts entgegensetzen konnte. Tieger ergriff seine Hand. »Wir kommen zu spät.« Rufas ließ sich mitziehen. Von allen Seiten strömten Pfauchonen dem Festplatz entgegen. Es lebten nur Propheten in diesem Dorf, aber wie in allen Berufen gab es manche, die talentierter waren als andere. Man bemerkte das an der Aura, die sie umgab und die zeigte, ob ein Prophet häufig oder selten gabrauni-zisz zu sich nahm.

Die Abgabe der Droge wurde vom Komitee der Neun stark reglementiert, und nur die Propheten, die in dem wirbelnden Chaos ihres Bewusstseins tatsächlich etwas Verwertbares erkennen konnten, wurden regelmäßig konsultiert. Die Besten unter ihnen entschieden sich häufig für ein Leben in der Abgeschiedenheit eines Klosters wo sie unter sich und getrennt von allen anderen Pfauchonen ihre Fähigkeiten steigerten.

Nur die Prinzenkrieger und ihre Familien, die Herrscher der neun Speichen der Galaxis, hatten Zugang zu den Klöstern, und selbst sie bewegten sich mit großem Respekt unter den Propheten. Als Junge hatte Rufas davon geträumt, seinem Herrscher, dem Herrn des Göttlichen Glücks, zu weissagen, aber seine bescheidenen Fähigkeiten hatten ihn in eine andere Richtung geführt. »Werd ich auch nach Ugazi riechen tun?«

Erneut war es Tieger, der ihn aus seinen Gedanken gerissen hatte. Weder Rufas noch Lemna hatten je herausgefunden, weshalb er glaubte, die Aura eines Propheten rieche nach diesem süßen Pflanzensaft. Vielleicht versuchte er damit auch nur, ein Gefühl zu umschreiben, das er nicht verstand.

»Nein«, antwortete Lemna. »Es dauert sehr lange, bis man eine Aura bekommt. Bis dahin vergehen viele Jahre. Aber eines Tages wirst auch du eine Aura haben.« Rufas warf ihr einen überraschten Blick zu, sagte jedoch nichts. Für einen Mikhate-Fall hatte Tieger ein erstaunlich gutes Gedächtnis. Er würde nicht vergessen, was seine Mutter an diesem Tag versprochen hatte.

Wieso, dachte er, weckt sie seine Hoffnungen, wenn wir beide wissen, dass er nach diesem Abend nie wieder gabrauni-zisz zu sich nehmen wird? Er ließ seinen Blick auf Lemnas Gesicht ruhen, aber obwohl sie die Frage darin bemerken musste, wandte sie sich von ihm ab und ihrem Sohn zu.

»Siehst du das?«, fragte sie und zeigte auf die große Bühne, die man in der Mitte des Festplatzes aufgebaut hatte.

Trotz des ständigen Regens war sie nicht überdacht, und die schwarzen Festtagsroben des Komitees der Neun glänzten nass. Sie standen allein auf der Bühne, der Rest des Dorfes - rund fünfzig Pfauchonen - hielt sich in geordneten Reihen davor auf. Sie hatten eine Gasse frei gelassen, in der die Schulabsolventen aufgeregt und nervös miteinander tuschelten. Im Gegensatz zu Tieger, der sich einfach nur über die Aufmerksamkeit freute, standen sie, was ihnen bevorstand.

»Du stellst dich neben Zek«, fuhr Lemna fort, »und wenn Sebor deinen Namen aufruft, gehst du auf die Bühne und tust genau, was er sagt. Glaubst du, das kannst du allein tun?« »Ja.« Jetzt wirkte auch Tieger eingeschüchtert. Vorsichtig löste sich Rufas aus dem Griff seiner Hand. »Wenn du Angst bekommst«, sagte er, »schau einfach zu uns. Wir sind die ganze Zeit hier.« »Ja.«

Tieger ging langsam auf die Gasse zu. Ein paar Zuschauer bemerkten ihn, die meisten waren jedoch viel zu sehr damit beschäftigt, eine kleine Prozession anzustarren, die sich an den Absolventen vorbei der Bühne näherte. Rufas zählte neun Pfauchonen, die mit gesenkten Köpfen durch den

Regen gingen. Acht von ihnen bildeten eine Zweierreihe, der neunte - ein Junge, der einige Jahre älter als Tieger zu sein schien - war allein. Er ging barfuß, sein Kopf war geschoren, und das einfache weiße Gewand war so dünn, dass es vom Regen durchnässt an seinem Körper klebte. Wie die anderen auch gehörte er zu den einfachen Pfauchonen, was ihn in der Mitte der Propheten schmal und zwergenhaft wirken ließ.

»Ich wusste nicht, dass heute ein Saltan gesetzt wird«, sagte Lemna. »Und dann auch noch so früh bei diesem Jungen.« Rufas neigte den Kopf. »Es ist eine große Ehre für die Absolventen, dass Sebor diesen Moment mit ihnen teilt.« Er machte eine kurze Pause und lächelte. »Natürlich tut er das nicht wegen der Ehre, sondern um ihnen einzuschärfen, was sie erwartet, wenn ihr Moment gekommen ist.«

Es war nicht das erste Mal, dass Rufas an der Setzung eines Saltans teilnahm, aber wenn er die Zukunft hätte beeinflussen können, wäre es sicherlich das letzte Mal gewesen. Für viele Pfauchonen war es die größte vorstellbare Ehre, einen Saltan gesetzt zu bekommen und damit dem Prinzenkrieger ihr Leben zu weihen, aber Rufas wäre froh gewesen, wenn diese Ehre an ihm vorbeigegangen wäre. Als männlicher Prophet war ihm jedoch automatisch ein Saltan gesetzt worden. Er dachte an die unvorstellbaren Schmerzen und dankte heimlich den Pangalaktischen Statistikern, dass sie Tieger weder die Intelligenz noch das Talent gegeben hatten, eines Tages in diese Situation zu kommen.

Lemna teilte seine Meinung nicht, das sah er an dem neidischen Blick, den sie dem kahl geschorenen Pfauchonen zuwarf. Sie wünschte sich sicherlich, Tieger ginge an seiner Stelle. Oben auf der Bühne nahm Sebor den Saltan aus einem Korb und hielt ihn hoch über den Kopf. Das unterarm-lange, buschige Wesen wand sich nicht in seinem Griff, sondern lag wie tot auf seinen Händen. Mit äußerster Präzision wandte Sebor sich allen neun Himmelsrichtungen zu, bevor er dem jungen Pfauchonen zunickte.

Der stieg vorsichtig die nassen Holzstufen empor. Selbst aus der Entfernung sah Rufas das Zittern seiner Beine. Er bezweifelte, dass der Regen etwas damit zu tun hatte. Die Pfauchonen, die den Jungen begleiteten, wandten sich ab und wurden von zwei Propheten zum Rand des Dorfes begleitet. Sie mussten außerhalb warten, bis die für sie geheime und heilige Zeremonie beendet war. »Tieger sollte nicht zusehen«, sagte Lemna besorgt. »Allein wird er Angst bekommen.«

»Wenn du ihn von seinen Mitschülern trennst, verliert er sein Gesicht. Du hast darum gekämpft, ihm diese Normalität zu ermöglichen. Nimm sie ihm jetzt nicht weg!« »Du hast Recht.« Lemna klang unentschieden, blieb jedoch stehen. »Ich hoffe nur, dass er keine Schande über sich bringt.« Fast gegen seinen Willen kehrte Rufas' Blick zurück zur Bühne, wo die Setzung des Saltans bereits begonnen hatte. Der Pfauchone kniete vor Sebor und betete stumm, während sein Hinterkopf mit einer durchsichtigen Flüssigkeit eingerieben wurde. Das Komitee der Neun begann leise zu singen. Sie benutzten die Ehrensprache, das verstand Rufas, aber die Worte waren so alt, dass ihre Bedeutung längst in Vergessenheit geraten war.

Sebor ging um den Pfauchonen herum und blieb hinter seinem Rücken stehen. Der Gesang schwoll an, als der Saltan in seinen Händen zuckte. Der wurmartige, behaarte Körper schien plötzlich über große Kräfte zu verfügen und wand sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit. Im gleichen Moment ließ Sebor los. Der Saltan stieß sich von seinen Handflächen ab, schlug gegen den Hinterkopf des knienden Pfauchonen und blieb auf seltsame Weise daran hängen, fast so, als habe er sich festgesaugt.

Rufas wandte sich ab, als die Schreie begannen und das Blut in langen Bahnen über das weiße Gewand des Pfauchonen floss. Der junge Mann war längst zur Seite gefallen, lag mit zuckenden Gliedmaßen auf dem Boden. Weißer Schaum drang über seine Lippen, während der Saltan sich unerbittlich Millimeter um Millimeter in seinen Schädel fraß. Jemand übergab sich laut würgend. Tieger, dachte Rufas, noch bevor er den Blick auf die Reihe der Absolventen gerichtet hatte. Die meisten von ihnen starrten blass und verstört auf den Boden, nur zwei hoben sich von der Gruppe ab. Die eine Ausnahme war Mege, die zusammengekrümmt auf den Steinen hockte und würgte, die andere war Tieger.

Der hatte sich von der Gruppe gelöst, war näher an die Bühne herangetreten und betrachtete ohne erkennbare Furcht den schreienden Pfauchonen. In Tieggers Gesicht las Rufas etwas, das er noch nie zuvor darin bemerkt hatte. Neugier.

Tieger war enttäuscht, als man den Pfauchonen von der Bühne trug. Solange es ging, sah er der wimmernden Gestalt und dem Wesen, das wie ein Pferdeschwanz aus dem Hinterkopf hervorragte, nach. Seine rechte Hand zählte die Schreie, seine linke wünschte sich, das Fell des Saltans berühren zu können. Noch nie hatte Tieger etwas so ... er zögerte, suchte nach dem richtigen Wort ... Schönes gesehen wie dieses Wesen. Es strahlte etwas aus, was er nicht verstand, aber was er immer wieder zu ... spüren hoffte. Die Schmerzen fürchtete er nicht. Schließlich war er ein Prophet und kein einfacher Pfauchone. Er würde sein Gesicht auch im Angesicht der Schmerzen wahren.

»Tieger!« Eine innere Stimme sagte ihm, dass sein Name nicht zum ersten Mal gerufen wurde. Er drehte den Kopf und bemerkte die Seitenblicke der anderen Zuschauer. Verschämt stieg er die Stufen zur Bühne empor, zählte sie zur Beruhigung mit einer Hand. Das Komitee der Neun sah ihm entgegen. Sebor winkte ungeduldig und bedeutete ihm im nächsten Moment, stehen zu bleiben. Tieger folgte dem Befehl, suchte dabei mit Blicken nach Rufas und seiner Mutter, sah in der Dämmerung jedoch nur die Köpfe der Menge. Es war seltsam, angestarrt zu werden.

»Du sagst nichts, du tust nichts, du stehst einfach nur da, bis ich dir Befehle zu gehen«, sagte Sebor leise neben ihm. »Bringen wir diese Farce mit ein wenig Würde hinter uns.« Tieger nickte und begriff zum ersten Mal, dass sein oberster Lehrer ihn nicht sonderlich gut leiden konnte. Also blieb er ganz ruhig stehen und hoffte, alles richtig zu machen. Sebor hob die Arme. In einer Hand hielt er einen kleinen, dunklen Beutel, in der anderen einen sehr schmalen Löffel. Tieger fragte sich, was er damit essen wollte.

Die Zuschauer verneigten sich tief, als Sebor zu sprechen begann. Er benutzte die gleichen Laute, die auch Rufas und seine Mutter verwendeten, wenn sie ungestört miteinander reden wollten. Tieger verstand die fremden Worte nicht, aber es gefiel ihm, ihrem Klang zu lauschen. Ihr Rhythmus vermischte sich mit dem sanften Klopfen des mukals, schläfernte ihn ein, während der Geruch nach Ugazi schwer und süß auf seiner Zunge lag.

Eines Tages werde ich auch so riechen, dachte er. Mutter hat es versprochen.

Verhaltenes Lachen riss ihn aus seinen Gedanken. Tieger öffnete die Augen, die er unbewusst geschlossen hatte, und wäre beinahe erschrocken zurückgewichen, als er Sebor direkt vor sich sah. Sein Gesicht war gerötet, und die Hand, in der er den schmalen Löffel hielt, zitterte leicht. Tieger ahnte, dass sich seine Hoffnung, alles richtig zu machen, nicht erfüllt hatte. Sebor steckte den Löffel in den dunklen Beutel und nahm etwas heraus, was wie eine Knospe aussah. »Mach den Mund auf, beiß auf das ga'brauni-zisz und schluck es runter«, hörte Tieger seine geflüsterten Worte. »Und dann geh mir aus den Augen, du schwachsinniger Idiot!«

Schwachsinniger Idiot. Der Ausdruck hallte einen Moment in seinem Kopf nach, bevor er in der Schublade verschwand, die für ihn geschaffen worden war. Tieger spürte, wie Sebor die Knospe in seinen Mund schob, und biss ohne Zögern zu. Die Flüssigkeit, die aus der Hülle hervorquoll, schmeckte so bitter, dass er sie ausspucken wollte und nur mit großem Widerwillen schluckte. Er schüttelte sich. Einige Zuschauer lachten. Tieger wollte ihr Lachen erwidern, aber Sebors Blick hielt ihn davon ab.

»Stell dich an den Rand der Bühne und bleib ruhig! Wenn dir schwindelig wird, setz dich hin.« Tieger wagte keine Antwort, sondern ging mit gesenktem Kopf zur Seite. Der bittere Geschmack verschwand langsam aus seinem Mund, machte einer schweren Süße Platz, die er nur zu gut kannte. Ugazi, dachte Tieger erfreut. Mutter hatte Recht! Er sah auf und taumelte, als die Bühne unter seinen Füßen zu schwanken begann. Der Regen, der eben noch warm über seinen Körper geflossen war, fühlte sich plötzlich kalt an, kälter als alles, was Tieger jemals gespürt hatte. Seine Zähne schlugen unkontrolliert aufeinander, und er glaubte in einen dunklen Abgrund zu stürzen. Längst war die Bühne verschwunden und mit ihr seine Lehrer und die Zuschauer.

Irgendwo schreit etwas, ein Tier vielleicht, nein, kein Tier, ein Pfauchone ... zwei Pfauchonen. Sein Daumen und sein Zeigefinger zählen sie, immer und immer wieder. Er sieht sie neben sich, streckt seine Hand nach ihren kostbaren Roben aus. Sie entgleiten ihm, werden tiefer in den reißenenden, dunklen Strom gerissen. Er hört ihre Schreie, sieht ihre verzerrten, im Tode erstarrten Gesichter und presst sich die Hände auf die Ohren. Der Strom schlägt über ihren Körpern zusammen und breitet sich wie eine schwarze, unendlich große Decke über ihnen aus. Dann ist alles still. Tieger schlug die Augen auf und schrie.

»Lass es uns noch einmal hören«, sagte Sebor und streichelte, einer nervösen Angewohnheit folgend, den Saltan in seinem Hinterkopf. Es war das erste Mal in seinem langen Leben, dass er eine Weihzeremonie abgebrochen hatte, aber nach Tieggers Ausbruch war ihm keine andere Wahl geblieben. Jetzt saß er mit dem restlichen Komitee im Versammlungsraum und starrte auf das Aufzeichnungsgerät, das jemand geistesgegenwärtig auf der Bühne aktiviert hatte. Hemin, sein dritter Assistent und zuständig für alle technischen Belange, nickte und strich mit den Fingern über einige Knöpfe. Deren Eigenleuchten nahmen die Propheten hin, obwohl sie elektrisches Licht in ihren Dörfern und Städten verabscheuten. Schließlich

befanden sie sich in einer Notlage, die keinen Aufschub duldete. »Is alles dunkel un so kalt«, schallte ihnen Tiegiers Stimme nach einem Moment entgegen. »Sin eins, zwei Daume, Zeigefinger - zwei Pfauchonen, tun schwimmen neben mir. Is aber kein Wasser, nur ... nichts oder so. Sin dünn un klein, haben teure Anziehsachen an. Ganz blau mit so goldenen Zeichen drauf. Ich will ihnen helfen, weil sie so schreien. Kann ich aber nich. Sin schon tot. Das, was überall so dunkel is, frisst sie auf. Und dann sin sie weg ... einfach so un alles is ruhig. Da is nur noch dunkel.«

Hemin schaltete das Gerät ab. Im Licht der Kerzen wirkte sein Gesicht hager und alt. »Blaue Roben mit goldenen Stickereien«, sagte er. »Ihr wisst, was das bedeuten könnte.« Natürlich wussten sie das. So sahen die Familienroben aus, die nur die direkten Angehörigen des Herrn des Göttlichen Glücks tragen durften. Tiegiers Vision, wenn es sich denn tatsächlich um eine Vision handelte, schien ihren Herrscher zu betreffen. »Unsinn!«, widersprach Rega gewohnt direkt. »Wir messen dem Geplapper eines Schwachsinnigen eine viel zu große Bedeutung bei. Er wird den Herrn des Göttlichen Glücks in irgendeiner Videoaufzeichnung gesehen und sich daran erinnert haben. Der Rest ist reine Phantasie.« »Und wenn nicht?«

Sebor drehte sich zu Kyren um, einem ruhigen, älteren Mann, der zwar als Einzelgänger galt, aber wegen seiner weisen Ratschläge von allen geschätzt wurde. »Was«, fuhr er fort, »wenn Tieger wirklich den Tod zweier Prinzen gesehen hat oder, schlimmer noch, den Tod des Prinzenkriegers Jargath? Ist es nicht unsere Pflicht, den Hof auf diese drohende Gefahr aufmerksam zu machen?« Regas Schnaufen machte deutlich, was sie von der Theorie hielt. »Keine Vision ist so deutlich, wir alle wissen das. Visionen sind Metaphern, die man langsam zu entschlüsseln lernt und mit viel Geduld und Talent irgendwann zu deuten weiß. Wenn es so einfach wäre, wie du es darstellst, könnten wir das Schicksal von ganz Wasmallenken.«

Hemin legte ihr in einer zustimmenden Geste die Hand auf die Schulter. »Genau so ist es. Unsere Kunst besteht darin, die Bilder zu interpretieren, die wir sehen. Ich bezweifle, dass ein geistig Zurückgebliebener dazu in der Lage ist.« Sebor lehnte sich kommentarlos zurück und wartete auf den Einwand, der zweifellos kommen würde. Es überraschte ihn nicht, dass es Kyren war, der ihn aussprach.

»Was ist mit seiner Aura?« Die Frage hing wie eine Drohung im Raum. Jeder hatte es gespürt, als sie Tieger von der Bühne geführt und zu seiner Mutter gebracht hatten. Da war der Hauch einer Aura, die ihn wie eine zweite Haut umgab. Sebor hatte so etwas schon oft bei Propheten wahrgenommen, die seit einigen Jahren mit gabrauni-zisz experimentierten, aber noch nie bei jemandem, der die Knospen das erste Mal zu sich nahm. Es war ein Rätsel, das er nicht zu lösen vermochte.

Sebor räusperte sich. Alle drehten den Kopf, gespannt darauf, welche Entscheidung er fällen würde. »Du hast Recht, Kyren«, sagte er. »Es ist seltsam, dass Tieger so schnell eine Aura entwickelt hat, aber das ist momentan nicht von Bedeutung. Viel wichtiger ist seine angebliche Prophezeiung. Wir sollten uns nichts vormachen. Loan ist nicht das Zentrum von Ukkhar-Maér, wir sind im Gegenteil so weit vom Zentrum entfernt, dass man uns kaum wahrnimmt. Den Aufzeichnungen zufolge haben wir in den letzten neunhundert Jahren außer Glückwünschen und Beileidsbekundungen keinerlei Kontakt mit dem Planeten Ramy und dem Herrn des Göttlichen Glücks gehabt. Was wird also passieren, wenn wir ihm jetzt mitteilen, das Leben seiner Familie sei möglicherweise in Gefahr?«

Er machte eine kurze Pause, um das Gesagte wirken zu lassen. Dann fuhr er fort: »Der Prinzenkrieger wird wissen wollen, wer dieser Prophet ist, der eine so erstaunlich konkrete Vision hatte. Vielleicht lässt er ihn sogar in seinen Palast bringen, um mit ihm zu reden... mit einem Schwachsinnigen, der die Ehrensprache nicht beherrscht und nur bis sechs zählen kann, weil seine Hand so viele Finger hat! Ich bin sicher, dass der Prinzenkrieger das äußerst amüsant finden wird, vor allem, wenn sich die Vision als der Blödsinn herausstellt, der sie ist.«

Kyren beugte sich vor. »Dann willst du also nichts unternehmen?« »Natürlich nicht. Unsere Schande würde sich in der gesamten Galaxis herumsprechen. « »Und wenn die Vision echt ist?« Sebor zögerte einen Augenblick, als Kyren die Frage aussprach, die er sich selbst gestellt hatte. Auch wenn es nicht sehr wahrscheinlich war, so bestand doch die Möglichkeit, dass Tieger tatsächlich den Weg zum Wissen der Pangalaktischen Statistiker gefunden hatte, so, wie sie es alle in ihren Visionen versuchten. Wenn das stimmte, war die Familie des Prinzenkriegers in großer Gefahr. Aber wenn nicht ...

Er sah die anderen an, stellte sicher, dass er im Zentrum ihres Interesses stand. »Gozin«, sagte er dann.

Als die Nachricht Loan erreichte, dass zwei Nachkommen des Prinzenkriegers Jargath bei einem Unfall an Bord eines Sternenkreuzers im Weltraum umgekommen waren, reagierten nicht alle Propheten des Dorfs mit der vom Hof des Göttlichen Glücks angeordneten Trauer. Obwohl sie die Fenster mit Stoffen verhängten, den Kindern das Spielen verboten und ihre Gesichter in der Öffentlichkeit mit Schleiern bedeckten, gab es zehn Pfauchonen unter ihnen, die keine Trauer empfanden. Neun von ihnen fühlten Schuld, die zehnte fühlte Hoffnung.

»Es sind gerade mal sieben Tage vergangen, seit Tieger seine Vision hatte«, sagte sie. »Das kann kein Zufall sein.« Rufas spielte nervös mit dem Griff seines mishims. Seit der Zeremonie schien Lemna überzeugt zu sein, dass ihr Sohn ein ganz besonderer Prophet war. Die Nachricht vom Tod der Prinzen bestätigte sie nur in ihrem Glauben. »Doch, es könnte ein Zufall sein. Tieger hat schließlich keinen Sternenkreuzer erwähnt, nur zwei Personen in einem dunklen Strom.«

Lemna sah ihn an. Ihr Blick wirkte beinahe fanatisch. »Wieso sträubst du dich so gegen die Wahrheit? Du hast immer zu uns gehalten, doch jetzt, da Tieger zum ersten Mal bewiesen hat, wozu er fähig ist, leugnest du sein Talent. Warum?« Trotz der Feuchtigkeit setzte sich Rufas auf einen umgestürzten Baumstamm. Der Regen hatte vor wenigen Stunden aufgehört. Jetzt stieg nur noch weißer Nebel aus den Sümpfen rund um das Dorf.

»Vielleicht«, sagte er, »weil ich ahne, dass wenig Gutes daraus werden wird. Eine solche Gabe, wie Tieger sie hat, verlangt nach Kontrolle und Führung. Dazu ist er nicht in der Lage.« »Aber man könnte ihm beibringen, diese Gabe zu kontrollieren.« Lemna schien das Argument vorausgehakt zu haben, denn ihre Antwort kam ohne Zögern. »Und wer sollte ihm das beibringen? Sebor vielleicht? Wenn er das tut, gesteht er damit seine Fehlentscheidung. Eine solche Schande könnte ihn das Leben kosten.«

Lemna verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich will, dass Sebor Tieger nach Follmonk schickt.« Rufas hätte beinahe laut gelacht. »Follmonk? Sebor würde eher seinen mishim zerbrechen, als Tieger eine solche Ehre zu erweisen. Das ...« Er ließ den Satz unvollendet, als er Lemnas verkniffenes Gesicht bemerkte. Der Moment der Hoffnung, den sie bei der Zeremonie erlebt hatte, definierte jetzt ihr gesamtes Leben und ließ sie mit der Macht der jahrelangen Enttäuschung um das Wohl ihres Sohnes kämpfen. »Ich glaube, du könntest es tatsächlich schaffen«, sagte Rufas leise, »aber bist du sicher, dass Tieger diese Ausbildung wirklich will?« Lemna sah ihn an, als habe er den Verstand verloren. »Was sollte er sonst wollen?«

Erpressung...

Dieses ehrlose und doch so effektive Wort hatte Sebor in eine Lage gebracht, die ihm fremd und unangenehm war. Seit seiner Jugend hatte er stets Befehle gegeben und nicht empfangen, und es schmerzte ihn, dass er kurz vor seinem Tod eine solche Schmach erleiden musste. Sein Blick fand Lemna, die mit erhobenem Haupt neben ihrem Sohn stand. Erst vor wenigen Tagen hatte sie Sebor angesprochen, hatte es gewagt, ihn innerhalb der Wände seines eigenen Hauses zu bedrohen - und nicht nur ihn, sondern das ganze Dorf. Ich werde den Prinzenkrieger über Tiegiers Prophezeiung benachrichtigen, hatte sie gesagt. Er soll erfahren, dass der Tod seiner Kinder hätte verhindert werden können, wenn das Komitee der Neun nicht zu feige gewesen wäre.

Sebor zweifelte keinen Moment daran, dass Lemna ihre Drohung ernst meinte. Und so tat er, was sie verlangte, nicht für sich, sondern für das Wohl des Dorfes. Es war wahrscheinlich, dass der Prinzenkrieger sie alle hinrichten ließ, sollte er je von der Prophezeiung erfahren. Jeder Dorfbewohner kannte die Bedrohung und akzeptierte stillschweigend die Entscheidung, die das Komitee getroffen hatte. Nur Lemna nutzte sie zu ihrem eigenen Vorteil. Du wirst bereuen, jemals meinen Weg gekreuzt zu haben, dachte Sebor, während er nach außen lächelte.

Das Komitee hatte sich mit Tieger, seinen Eltern, Rufas und einigen Freunden am Rande des Dorfes versammelt und wartete auf den Gleiter, der den Jungen zum Raumhafen bringen sollte. Vor allem Kyren hatte Sebors Entscheidung, Tieger zur weiteren Ausbildung nach Follmonk zu schicken, begrüßt, wenngleich er nichts von den Hintergründen ahnte. Jetzt stand er neben der Familie und versuchte Tieger das Ziel seiner Reise zu erklären. »Siehst du das?«, sagte Kyren und zeigte auf die holografische Karte, die über seiner Handfläche schwebte. »Das ist die Speiche Máer, und hier ganz am Rand liegt Loan. Das ist die Welt, auf der wir leben.«

Tieger sah zum Boden und dann zum Himmel, begriff sichtlich nicht, dass es einen Zusammenhang zwischen der Darstellung auf der Karte und der Realität gab. Kyren ließ sich davon jedoch nicht beirren. »Und das hier«, fuhr er fort, »ist die benachbarte Speiche Kaza. Siehst du diesen Punkt? Das

ist der Planet Phitter.« Er zoomte die Darstellung näher heran. Tieger lachte und stach mit dem Finger danach. Sebor hätte ihn am liebsten geohrfeigt. Jetzt war der Planet deutlich zu sehen: die weißen Polkappen, das von blauen Flüssen durchzogene Grün üppiger Vegetation und die braun-gelben Gebirge, die den Planeten an seinem Äquator wie ein Gürtel umgaben. »Dort«, sagte Kyren, »in diesen Bergen liegen die Stadt Follmonk und das Kloster, in dem man dich ausbilden wird.« Zum ersten Mal reagierte Tieger auf etwas, das man zu ihm sagte. »Ist es weit?«, fragte er.

»Ja, mehr als tausend Lichtjahre entfernt.« Tieger sah zu seiner Mutter. »Ist das weit?« Sie ergriff seine rechte Hand, umfasste die unermüdlich zählenden Finger und brachte sie zur Ruhe. »Es ist weit, aber du darfst keine Angst haben. In Follmonk wartet deine Bestimmung, denk immer daran.« »Wirst du mich besuchen tun?« »Ja, ich nehme das erste Schiff, das dort hinfliegt.« Sebor bemerkte Ters' Blick und nickte knapp. Im Hintergrund trat Rufas nervös von einem Fuß auf den anderen. Er schien zu ahnen, dass Lemnas Triumph nicht ungetrübt bleiben würde.

»Dann lasst uns Abschiednehmen«, sagte Sebor, als der erwartete Gleiter als kleiner Punkt am Horizont auftauchte. »Schließlich haben wir alle lange auf diesen Tag gewartet.« Lemna gab nicht zu erkennen ob ihr der Unterton in seiner Stimme aufgefallen war. Sie umarmte Tieger, bis der Gleiter landete und sich die Flügeltüren öffneten. Erst dann gab sie ihn mit Tränen in den Augen frei und brachte ihn zu seinem Platz. Sebor empfand fast so etwas wie Mitleid, als er den verständnislosen Blick des Jungen sah und daran dachte was ihn am Ende seiner Reise erwartete.

In einer Wolke aus Wasserdampf stieg der Gleiter in den grauen Himmel und verschwand hinter den Bäumen. Sebor wandte sich ab, erwartete ruhig den nächsten Akt des Stückes, das er in Gedanken längst bis zum Ende durchgespielt hatte. Beinahe hätte er gelacht, als Ters mit ernstem Gesicht vortrat und sich vor dem Komitee der Neun verneigte. Seine Hände lagen auf den Schwertgriffen, gaben Auskunft darüber, dass er eine offizielle Bitte vorbringen wollte. »Ist es gestattet zu sprechen?«, fragte er höflicher, als es nötig war. »Selbstverständlich ist es das«, sagte Sebor. Lemna und Rufas warfen sich irritierte Blicke zu. Es gefiel ihm, dass sie nicht zu ahnen schienen, was gerade geschah.

Ters verneigte sich erneut. »Mein Sohn ist jetzt in die Obhut anderer gegeben worden. Er unterliegt nicht mehr meiner Verantwortung, und deshalb möchte ich euch bitten, mir einen Wunsch zu gewähren, der seit langem in mir lebt. In meinen Visionen sehe ich mich am Fuße eines Berges, allein und zufrieden. Lasst mich diesen Berg suchen und dort mein Leben als Eremit verbringen. Entbindet mich von meinem Eheversprechen.« Ein Raunen ging durch die versammelten Pfauchonen. Rufas wirkte wie jemand, dem man gerade ins Gesicht geschlagen hatte, Lemna war erstarrt. Sebor genoss den Anblick ihrer schrecksgeweiteten Augen, stellte sich vor, wie sie nach und nach begriff, dass ihr Leben beendet war.

Mit seinen Worten hatte Ters sie entehrt, hatte ihr die Familie und die Stellung genommen. Für eine verheiratete Frau gab es keine größere Schande, als ihren Mann auf diese Weise zu verlieren. Der Wunsch, ein Eremitendasein zu führen, dokumentierte ihre Unfähigkeit und ihr Versagen. Nur zwei Dinge blieben ihr jetzt noch: Sie konnte als Nonne des untersten Rangs in ein Kloster gehen und dort auf den Tod warten oder sich selbst das Leben nehmen.

Ters sah zu seiner Frau. Auf seinem Gesicht zeichnete sich kein Triumph ab, nur das stille Wissen, dass er nach all den Jahren doch noch seine Rache bekommen hatte. Sebor zog den Augenblick in die Länge, wartete, bis er sicher sein konnte, dass Lemna begriffen hatte, wem sie die Entscheidung ihres Mannes zu verdanken hatte. Dann nickte er Ters zu. »Deine Bitte sei dir gewährt.« Zwei Stunden später fand man Lemna am Rande des Waldes. Der mishim steckte bis zum Heft in ihrem Herzen. Rufas verließ noch am gleichen Abend das Dorf und kehrte nie wieder zurück.

Ters zog sich in den Wald zurück und war einer von den acht Pfauchonen, die acht Tage nach Tiegers Abreise bei einem Unwetter ums Leben kamen. Als der junge Prophet auf Phitter landete, war er der letzte Überlebende seiner Familie.

2. Phitter

Wenn Pernaq Rongazz über sein Leben im Kloster der Stadt Follmonk nachdachte, fielen ihm zwei eigentlich widersprüchliche Adjektive ein: faszinierend und absolut trostlos. Trostlos waren die zerklüfteten Berge, in deren Ausläufern das Kloster lag, und die Hochebenen, über die der Wind Staub und Sand blies. Trostlos war die Stadt, deren Hütten sich um die Klostermauern drängten, als seien sie Bettler, die auf Mildtätigkeit hofften.

Faszinierend hingegen die Mönche, diese besonderen Pfauchonischen Propheten, ihr Können und ihre Visionen. Seit einigen Jahren lebte Pernaq bereits als Mediker unter ihnen, aber ihre Weisheit überraschte ihn immer wieder. Er unterbrach seinen morgendlichen Spaziergang, als er den Kloster-vorsteher Olibec auf einer der Mauern bemerkte. Sein langes weißes Haar wehte im Wind; Olibec war so alt, dass der Saltan in seinem Hinterkopf graue Flecke zeigte. Pernaq verzichtete auf den Antigravauzug und stieg über eine der Holzleitern zur Mauerkrone empor. In alten Zeiten hatte man von den Mauern und Wachtürmen häufig Aufstände unter den gewöhnlichen Pfauchonen bekämpft, aber das war längst vorbei.

Rund hundertfünfzigtausend Einwohner lebten heute dort, von denen die meisten sich mehr schlecht als recht mit Feldarbeit über Wasser hielten. Wenn man über die Ebene blickte, fielen die Schutzwälle auf, die sie errichtet hatten, um ihre Saat vor dem heißen, trockenen Wind zu schützen. Es war eine primitive Absicherung, die den technischen Entwicklungsstand der Stadt widerspiegelte. Die meisten Viertel verfügten noch nicht einmal über elektrischen Strom. »Guten Morgen, Olibec«, sagte Pernaq höflich, als er in Hörweite war. »Ich hoffe, deine Nacht war angenehm.«

Der Klostersvorsteher stand mit dem Rücken zur Stadt und blickte auf das mehrere Quadratkilometer umfassende Areal des Klosters. Ein kleiner Raumhafen gehörte ebenso dazu wie eine hochmoderne Hospitaleinheit, aber abgesehen davon hatte sich die Anlage seit Jahrhunderten nicht verändert. Noch immer lebten die meisten Mönche in Kammern, die man in die Bergwand geschlagen und mit zahlreichen Treppen und Gängen verbunden hatte. Manche reichten so tief in den Berg hinein, dass man sie nur mit Atemmaske bis zum Ende durchwandern konnte. Es war Pernaq zwar ein wenig peinlich, aber er musste sich eingestehen, dass er immer noch häufig die Orientierung verlor.

»Guten Morgen«, antwortete Olibec nach einer langen Pause. »Meine Nacht war nicht ohne Sorge.« Pernaq fragte nicht nach, sondern lehnte sich stumm neben ihm an die Mauer. Noch war sie kühl in seinem Rücken, aber schon bald würde die Sonne sie so stark erhitzen, dass man die Hand nicht mehr darauf legen konnte. »Hast du je darüber nachgedacht«, fragte Olibec schließlich, »wie dein Leben verlaufen wäre, wenn du auch einen Saltan gesetzt bekommen hättest?«

Pernaq sah überrascht auf. Das war die persönlichste Frage, die man ihm im Kloster je gestellt hatte. »Nein, das habe ich nicht. Man hat mich mit dem Wissen erzogen, dass meine Allergie keine Saltansetzung zulässt. Meine Eltern haben nie zugelassen, dass ich mich minderwertig fühle.« »Aber du bist minderwertig.« Olibecs Stimme klang sanft, auch wenn seine Worte brutal waren. »Ein Prophet ohne Saltan ist ein Außenseiter, jemand, der sein Potential niemals ausschöpfen wird. Wir kannst du mit der Gewissheit leben, dass dir wahre Größe versagt bleibt?«

Pernaq kreuzte die Handgelenke in einer Geste der Akzeptanz. »Ich hatte nie eine Wahl. Es ist Gozin.« »Gozin? Ja, das ist es wohl. Aber was geschieht, wenn keine zufällige Allergie über dein Leben entscheidet, sondern eine andere Person? Ist es dann noch Gozin oder Willkür?« Pernaq spürte, dass sie sich dem eigentlichen Problem näherten. »Richter fällen solche Entscheidungen jeden Tag«, sagte er. Olibec verschränkte die Arme vor der Brust. Sein Gesicht wirkte noch länger und faltiger als sonst. »Gestern ist ein neuer Schüler eingetroffen.«

Es dauerte einen Moment, bis Pernaq den rapiden Themenwechsel nachvollzogen hatte. »Der Mikhate-Fall?«, fragte er dann. »Ich habe seine medizinischen Daten von Loan bekommen und dachte im ersten Moment, es liege ein Irrtum vor. Weshalb schickt man ein solches Kind hierher?« »Weil Mikhate nicht sein einziges Problem ist.« Olibec stieß sich von der Mauer ab und ging auf eine Antigravplattform zu. »Komm mit, dann wirst du sehen, weshalb ich über sein Leben entscheiden muss, bevor er über das unsere entscheidet.« Pernaq folgte ihm, neugierig und besorgt.

Obwohl man Tieger auf einem Metalltisch festgeschnallt hatte, war sein Geist so frei wie nie zuvor. Die Süße des gabrauni-zisz rann seine Kehle hinab, während er sich emporschwang und die Pfade der Götter betrat. Sie waren grün wie die Sümpfe Loans und unterschieden sich nur in Nuancen, kleinen Farbspielen, die versuchten, ihn zu täuschen und in die Irre zu locken.

Tieger beobachtete sie lachend. Er erkannte ihre Strukturen, so, wie man die Linien auf Blättern erkennt und ihnen mit den Fingern folgen kann. Mit einem kühnen Sprung seines Geistes landete er auf einem Strang, lief ihn ein Stück entlang, bis es langweilig wurde und er einen anderen betrat. Die Stränge waren miteinander in vielfältigen Bahnen verwoben, überkreuzten sich hier und da oder brachen plötzlich ab, noch während er sie betrachtete. Es war unmöglich, sich auf alle zu konzentrieren, aber Tieger bemühte sich, zumindest dem Hauptstrang zu folgen. Etwas schimmerte durch das Grün hindurch, und er lief schneller, wusste plötzlich, dass dort das Ziel seiner Reise wartete.

Tieger griff nach einem Strang, zog ihn beiseite ... und öffnete mit einem Ruck die Augen. Das Licht der Kerzen blendete ihn, und er musste Tränen beiseite blinzeln, die seine Sicht trübten. Noch immer lag er auf dem Metalltisch, festgeschnallt an Händen, Füßen und am Hals. Die Geräte, die man auf seiner Stirn befestigt hatte, vibrierten leicht und waren warm. Als man ihn vor vielen Stunden in diesen Raum geführt hatte, war in ihm

noch die Hoffnung auf eine Saltansetzung gewesen, aber die hatte er längst abgeschüttelt. Schließlich konnte man ihm keinen Saltan setzen, während er mit dem Hinterkopf auf einem Tisch lag.

Tieger hörte, wie man sich um ihn herum bewegte. Ab und zu tauchte ein pfauchonischer Prophet in seinem Blickfeld auf, verschwand jedoch sofort wieder. Ein seltsames Brummen lag in der Luft, fast so laut wie auf dem Raumschiff. Irgendwo murmelten Stimmen Zahlen und Worte, die er nicht verstand. »Ich hab Hunger«, sagte er. Niemand reagierte. »Ich hab Hunger!« Lauter dieses Mal, fordernder. Eine Hand tauchte wie ein Geist vor seinen Augen auf und ohrfeigte ihn.

»Du bekommst etwas zu essen, wenn wir es für richtig halten. Sei jetzt still!« Tieger schloss erschrocken den Mund. Seine Wange brannte. Ihm fiel ein, dass man ihn noch nie in seinem Leben geschlagen hatte, selbst dieses eine Mal nicht, da er dem kleinen Jungen versehentlich die Hand gebrochen hatte. Seine Mutter würde wütend werden, wenn sie davon erfuhr. Tieger hoffte, dass sie ihn bald besuchte. Eine Tür öffnete sich zischend. »Das ist der Junge«, sagte eine alt klingende Stimme. »Und das sind seine Werte.« »Sind diese Werte überprüft worden?« Eine andere Stimme, dunkler und jünger als die erste.

»Die Experimente werden seit gestern Nacht durchgeführt. Ein Berechnungsfehler ist mehr als unwahrscheinlich.« Tieger sah gelangweilt zur Decke. Er verstand zwar die einzelnen Worte aber ihr Sinn blieb unklar. Die beiden Stimmen unterhielten sich über ihn, sprachen von seltsamen Dingen wie Hirnpartien und dauerhafter Aktivierung. Unbewusst begann seine Hand die Worte zu zählen, stoppte nach jedem sechsten ab und begann von vorne. Die Stimmen sprachen viele Hände lang.

Nach einer Weile, als Tieger fast schon eingeschlafen war, traten die Sprecher in sein Blickfeld. Er bemerkte sofort, dass nur der Ältere von beiden einen Saltan trug. »Was wirst du jetzt tun?«, fragte der Jüngere. Der andere, dessen weiße Haare Tieger fast berührten, neigte den Kopf. »Ich bin weder sein Richter noch sein Henker. Ich bringe ihn nur auf einen Weg, dem er allein folgen muss. Der Rest ist dann Gozin ...«

Irgendwann schnallten sie Tieger los und brachten ihn in eine dunkle Kammer am Ende eines Gangs. Es gab kein Fenster, nur eine Öllampe auf dem Boden und eine Pritsche, die so kurz war, dass seine Füße in der Luft hingen. Er wagte nicht, sich darüber zu beschweren. Einer der beiden pfauchonischen Propheten, die ihn zu seiner neuen Unterkunft begleitet hatten, stellte ein Tablett mit Brot, Eintopf und einem Krug Wasser ab.

»Hast du alles verstanden, was der Vorsteher zu dir gesagt hat?«, fragte er. Tieger nickte und begann die Verbote an einer Hand abzuzählen. Es waren drei, das hatte er sich gemerkt. »Ich darf nicht mit den anderen Mönchen reden. Ich darf nicht das Kloster verlassen und ich darf nie wieder ...« Er brach ab, als sein Geist gegen eine Wand lief. »Und ich darf nie ...« Die beiden Männer sahen sich kurz an. Ihre Aura war so stark, dass Tieger sie auf seiner Zunge schmeckte, als wäre es gabrauni ...

»Gabrauni-zisz! Ich darf nie wieder gabrauni-zisz nehmen!« »Na also, es geht doch. Bleib in deiner Kammer, bis jemand kommt, um dich zu holen, verstanden?« »Ja.« Tieger blieb auf der Pritsche sitzen und sah zu, wie die pfauchonischen Propheten den Raum verließen. Ihre Kutten raschelten. Die Saltans in ihren Hinterköpfen wippten bei jeder Bewegung und warfen riesenhafte Schatten an die Wände. Dann verschwanden sie aus dem Lichtkegel der Öllampe. Eine lange Zeit hallten ihre Schritte durch den Gang, bis auch dieses Geräusch verstummte und Tieger zum ersten Mal in seinem Leben völlig allein war.

Er zog die Beine an und stützte das Kinn auf die Knie. Draußen musste längst ein neuer Tag angebrochen sein, aber hier drinnen herrschte eine Dunkelheit, die ihn an den Weltraum erinnerte, den er durchquert hatte. Die Zeit schien stillzustehen. Tieger dachte an die drei Verbote und an den Kloostervorsteher, der sie ihm erteilt hatte. Zu gerne hätte er gefragt, weswegen man ihn so hart bestraft, aber Olibec hatte ihm keine Gelegenheit dazu gegeben. Und jetzt war es wohl zu spät, denn das Redeverbot schloss natürlich auch den Vorsteher ein.

Seine Gedanken kreisten darum, verbißnen sich in das Problem, bis nichts mehr in seinem Denken existierte als die Frage nach dem Warum. Immer wieder rannte er gegen die Mauer des Unverständnisses an. Er hatte nichts getan, und doch bestraften sie ihn. Er hatte in der Welt, die ihm gabrauni-zisz offenbarte, seine Freiheit gefunden, und doch sperrten sie ihn ein. Er hatte sein Schicksal erkannt, und doch verweigerten sie es ihm. Warum?

Irgendwann bemerkte Tieger, was er tat. Er schüttelte den Kopf und zog mühsam die Schublade auf, in die diese Gedanken gehörten. Erst als sie wieder geschlossen war, nahm er seine Umgebung wahr, spürte den Hunger in seinen Eingeweiden, das Kribbeln in seinen Füßen und die Müdigkeit, die schwer auf seinen Augenlidern ruhte. Die Lampe war längst erloschen, und so musste sich Tieger über den Boden tasten, um das Tablett mit Nahrung zu finden. Mit der Hand aß er den kalten Eintopf, schlang das Brot hastig hinunter und leerte den Wasserkrug.

Dann tastete er sich zurück zur Pritsche und schloss die Augen. Wie ein Stein sank sein Geist in die Tiefe der Träume hinab, vorbei an Olibecs Gesicht und an Sebor, der ihn flüsternd beschimpfte. Seine Mutter tauchte vor ihm auf, verschwand jedoch, bevor er sie berühren konnte. Wortfetzen drangen an sein Ohr. »... ist Gozin ...« »... Follmonk wartet deine Bestimmung ...«

»... denk daran ...« Etwas schälte sich aus der Dunkelheit, glitt auf ihn zu. Er wich zurück, aber der Schatten wurde schneller, schoss nach vorne, bis er nichts sah außer einem weit aufgerissenen Maul voller spitzer Reißzähne und... Etwas schlug gegen seine Schulter. Mit einem Schrei fuhr Tieger hoch und starrte in das hässlichste Gesicht, das er je gesehen hatte.

Olibec hatte nicht lange gewartet, bevor er die gemeinsame Sitzung einberief. Pernaq zählte sieben Mönche, den Vorsteher und sich selbst an dem steinernen Tisch im großen Konferenzsaal. Natürlich hielt sich Olibec an die göttliche Zahl Neun, um die Wahrscheinlichkeit von Fehlentscheidungen auf ein Minimum zu reduzieren. Pernaq lehnte sich zurück und betrachtete den Raum, den er für den schönsten im ganzen Kloster hielt. Er lag im obersten Stockwerk und blickte über die Unterstadt und die Ebene hinweg, bis sich die Landschaft im Flimmern des Horizonts verlor. Keine Wand trennte den Raum von der Außenwelt, nur ein Kraftfeld, das man bei Bedarf ausschalten konnte. Wegen des Sandes und des Windes kam das jedoch so gut wie nie vor.

Die restlichen drei Wände waren mit Malereien bedeckt, die von der Geschichte Follmonks berichteten. Seit Jahrtausenden galten die Mönche des Klosters als enge Vertraute der Prinzenkrieger, und jedes Treffen zwischen ihnen wurden stolz dokumentiert. Es gab nur wenige Klöster, die sich einer solch wichtigen Stellung rühmen konnten. Pernaq wusste, dass er keinen Anteil an diesem Erfolg hatte. In seinem ganzen Leben war ihm keine Vision erschienen, selbst damals nicht, als er heimlich gabrauni-zisz genommen hatte, um seinen Göttern nah zu sein. Es war ihm nicht gelungen.

Vielleicht war gerade das der Grund, warum ihn die Visionen so faszinierten. Die Theorie besagte, dass die Propheten gabrauni-zisz verwendeten, um Zugang zum Wissen ihrer Götter auf Zabar-Ardaran zu bekommen. Pernaq hatte aber in zahlreichen Gesprächen erfahren, dass jeder Mönch seine Visionen auf eine ganz eigene Weise empfand. Manche verglichen sie mit einer komplizierten Berechnung, andere mit einem langen Lauf, dessen Ziel man erschöpft und zerschlagen erreichte. Es schien keinen allgemein gültigen Nenner zu geben. Er fragte sich, wie Tieger seine Visionen wahrnahm.

»Ich danke euch allen für euer promptes Erscheinen«, sagte Olibec in diesem Moment. Er trat an das Kopfende des Tisches und legte seine Hände auf die Stuhllehne. »Wie ihr wisst, haben wir einen unerwarteten Neuzugang, einen Jungen namens Tieger.« Ein paar der Mönche sahen sich kurz an. Auch unter denen, die während der Experimente abwesend gewesen waren, schien sich die Nachricht bereits herumgesprochen zu haben. In Gemeinschaften wie diesen waren Gerüchte und Neuigkeiten ein wichtiger Teil des Lebens.

Olibec reagierte nicht auf die plötzliche, kaum unterdrückte Aufregung, sondern fuhr fort: »Die ungewöhnlichen Werte, von denen ihr sicher alle schon gehört habt, konnten zwei Überprüfungen standhalten. Das bedeutet, dass die Aura des Jungen bereits vollständig entwickelt ist.« »Das ist unmöglich!« Olibecs Stellvertreter Gajan wagte einen Einwand. »So etwas dauert Jahrzehnte.« »Nicht in diesem Fall. Es gibt keinen Zweifel daran, dass es sich bei dem Jungen um den stärksten und präzisesten Propheten handelt, der mir je begegnet ist.« Die Aufregung schlug in Begeisterung um. Jeder wusste, dass ein solcher Prophet das Ansehen des Klosters noch weiter steigern würde. Nur Pernaq hielt sich zurück und dachte an das Gespräch, das er am Morgen mit Olibec geführt hatte.

Dieser hob die Hände und sorgte damit für Ruhe. »Deshalb«, sagte er dann, »darf niemand je erfahren, dass es ihn gibt.« »Was?« Wieder war es Gajan, der die Worte seines Vorstehers in Zweifel stellte. »Wieso sollten wir unsere Stärken verheimlichen? Ein solcher Prophet wird uns weit über die Grenzen Kazas hinaus bekannt machen.« Olibec beugte sich vor. Die Augen unter seinen buschigen Brauen wirkten wütend und traurig zugleich.

»Der Junge ist schwachsinnig. Er kennt die Verantwortung für seine Gabe nicht. Wie lange wird wohl unser Ruhm halten, wenn er einem Prinzen-

krieger den Tod durch eine schreckliche Krankheit vorhersagt oder ihm enthüllt, dass seine Gemahlin ihn betrügen wird? Was glaubst du, was dann passieren würde?« Er machte eine theatralisch wirkende Pause, die jedoch niemand zu einer Antwort nutzte. »Wir alle«, sagte Olibec ruhiger, »haben geschworen, niemals bei einer Prophezeiung zu lügen. Das fällt uns meist leicht, denn die Visionen sind nur schwer zu lesen und können sich auf verschiedene Dinge beziehen. Manchmal müssen wir die Fragesteller mit unangenehmen Wahrheiten konfrontieren, aber darüber reden wir mit größter Vorsicht. Ein Schwachsinniger kann diese Verantwortung nicht tragen. Seine Gabe ist ein Hohn der Götter, eine maßlose Verschwendung, die uns demütigen und kränken soll. Jeder von uns sollte über den Grund für diese Strafe meditieren.«

Mit einer knappen Geste forderte er die Propheten zum Verlassen des Raums auf. Sie hielten den Kopf gesenkt, als sie auf die Tür zuingen. Pernaq folgte ihnen, unsicher darüber, ob Olibec tatsächlich aus Sorge oder nicht doch aus gekränktem Stolz handelte. Schließlich hatte ein Schwachsinniger innerhalb weniger Stunden eine Aura erreicht, für die er Jahrzehnte benötigt hatte. Er wollte gerade die Tür schließen, als Olibecs Stimme ihn zurückhielt. »Willst du denn nicht wissen, was ich mit Tieger vorhabe?«

Pernaq drehte sich um. »Wirst du es mir sagen, wenn ich frage?« »Natürlich. Ich habe eben Molpo den Befehl gegeben, Tieger auszubilden.« »Du willst ihn in die Gehege schicken?« Olibec warf einen kurzen Blick auf das Chronometer, das an einer Wand hing. »Wenn alles gut verläuft, ist er bereits dort. Was dann passiert, ist gozin.« Nein, dachte Pernaq, das ist es nicht. Es ist Mord, und das weißt du ebenso gut wie ich.

Tieger wagte es kaum, den Mann anzusehen, der neben ihm durch die Gänge hinkte. Er hatte sich als Molpo vorgestellt und ihm versichert, das Re-
deverbot gelte nur für die übrigen Mönche. Es hätte jedoch nichts ausgemacht, wenn das anders gewesen wäre, denn Molpo gab Tieger seit der Begrüßung keine Gelegenheit, selbst etwas zu sagen. Stattdessen redete er ununterbrochen. »Morgens ist es besonders schlimm. Dann lauern sie hinter den Toren auf dich, warten auf die eine Nachtsamkeit, die dein Leben beendet. Siehst du das?«

Er hob die Lampe und beleuchtete sein Gesicht. Tieger starrte auf ein Netz aus wulstigen Narben. Die Nase, ein Auge und ein Ohr fehlten. »Das haben sie morgens mit mir gemacht. Nur einen Moment habe ich nicht aufgepasst, und schon war es zu spät. Ist ein ekelhaftes Gefühl, wenn sie dir das Fleisch vom Körper reißen.« Molpo senkte die Lampe und legte seine Hand auf Tieggers Arm. Er hatte nur drei Finger.

»Ich will aber nicht klagen, Junge. Andere hat es viel härter erwischt. Wazhi wurde bei lebendigem Leibe gefressen, Ilku ist ein Krüppel. So kann's gehen.« Zum ersten Mal brach sein Redefluss ab. Tieger versuchte sich verstört aus seinem Griff zu winden, aber die dreifingrige Hand ließ nicht los. Sie zwang ihn, neben Molpo zu bleiben und weiter den Gang entlangzugehen. Mittlerweile hatte er völlig die Orientierung verloren, wusste nicht, ob sie das Kloster bereits verlassen hatten oder einfach nur tiefer in den Berg eingedrungen waren.

Ein dumpfes Rumpeln riss ihn aus seinen Gedanken. Seine zusammengekniffenen Augen entdeckten zwei Lichter, die sich ihnen schaukelnd näherten. Nach einer Weile erkannte er einen hölzernen Lastkarren, der von zwei Pfauchonen gezogen wurde. Beide waren klein und schwächig, so wie die normalen Pfauchonen, die Tieger von Loan kannte. Sie blieben stehen, als sie ihn und seinen Begleiter bemerkten, knieten nieder und pressten den Kopf auf den kalten Stein. Er sah, dass es sich um einen älteren Mann und eine junge Frau handelte.

»Warum tun sie das?«, fragte Tieger. »Weil sie Bauern sind und uns Respekt zollen müssen. Dies hier ist einer der Versorgungswege zwischen der Unterstadt und dem Kloster. Du wirst ihnen also noch oft begegnen.« »Was soll ich dann tun?« Sie waren bereits an den Bauern vorbei, aber er drehte weiter den Kopf und starrte ihnen nach. »Nichts. Es sind nur Bauern. Wir Propheten reden nicht mit ihnen.« Molpo zog ihn in einen Seitengang und blieb vor einem breiten Tor stehen. Es sah uralt und sehr stabil aus. »So, wir sind da. Hinter dieser Tür erwartet dich deine neue Aufgabe.«

Tieger beobachtete, wie er einen Ring aus der Tasche holte und gegen einen bestimmten Punkt des Metalls presste. Irgendwo klickte etwas, dann schwang das Tor langsam auf. Dahinter lag Dunkelheit. Molpo leuchtete in den Korridor hinein, und Tieger bemerkte ein feinmaschiges Netz, das hinter dem Tor gespannt war. Darin befand sich eine zweite Tür.

»Sie sind blind«, sagte Molpo leise, »aber ihrem Gehör entgeht nichts. Sie hören deinen Herzschlag, wissen immer, wo du bist.« Er zog das Tor zu und öffnete die zweite Tür. »Du musst immer das Tor schließen, bevor du durch das Gitter gehst. Vergiss das bloß nicht!« Tieger nickte stumm und trat hinter Molpo durch das Gitter. Vor ihm erstreckten sich einige Korridore, die im Licht der Öllampe grün leuchteten. Wassertropfen liefen an den Wänden entlang. Es roch modrig und seltsam scharf.

»Sie wissen, dass wir hier sind«, sagte Molpo. »Wenn du reinkommst, gehst du hier rechts durch den Gang. Normalerweise bleiben sie ruhig, bis du Futter und Wasser ausgetauscht hast. Dann solltest du verschwinden, während sie fressen und abgelenkt sind.« Molpo sah Tieger an. »Hast du das alles verstanden?« »Ja.« In Wirklichkeit waren die Worte unter dem Hämmern seines Herzens untergegangen. Tieger hatte keine Ahnung, was Molpo zu ihm gesagt hatte. Bei jedem Geräusch zuckte er zusammen, und als sie schließlich in eine große Höhle traten, stand ihm der Schweiß auf der Stirn.

Und dann sah er sie endlich. Saltans.

In der grün leuchtenden Höhle waren sie leicht zu erkennen. Unzählige Körper glitten über Steine und wimmelten in Mulden durcheinander. Sie erinnerten Tieger an die Würmer, die er einmal in einem Fisch gesehen hatte. Nur das Fell unterschied sie. »Es ist die reinste Zucht in der ganzen Galaxis«, sagte Molpo mit hörbarem Stolz. »Von hier aus bringen wir sie in alle Klöster der Speiche, sogar bis auf die Prinzenwelt Kazién. Follmonk ist berühmt wegen seiner Saltans.«

Tieger wich bis an die Wand zurück, als sich einige Saltans aus einer Gruppe lösten und in seine Richtung krochen. Ein besonders großes Tier fauchte Molpo an. Seine rüsselartige Schnauze war voller Reißzähne. Ein anderes Tier erwiderte das Fauchen, dann kroch das erste zurück zur Gruppe. Molpo zeigte auf einen langen Trog, der sich über eine Höhlenwand erstreckte. »Siehst du den Behälter auf der linken Seite? Von dort aus schaufelst du die Nahrung in den Trog. Wenn er einmal voll ist, können die dreitausend Saltans, die wir hier haben, zwei Tage davon fressen. Weißt du, wie viel dreitausend sind?«

Tieger neigte den Kopf in einer Geste der Verneinung. »Das musst du auch nicht wissen. Wenn sie anfangen zu fressen, siehst du dich nach kranken oder verletzten Saltans um. Die müssen sofort zum Mediker gebracht werden, verstanden?« »J a ...« Tieger starrte nervös und unschlüssig auf die wimmelnde Masse. »Darf ich was fragen?«, sagte er schließlich, als Molpo nicht weitersprach. »Natürlich.« »Krieg ich einen Stock, wenn einer angreifen tut?« Molpo sah zu ihm auf. In seinem Auge funkelte plötzlich Ärger. »Hör mir ganz gen au zu: Das sind Saltans, keine Tiere. Sie sind heilig, und wenn sie beschließen, sich auf dich zu stürzen, dann ist das gozin. Niemals darfst du einen schlagen oder auch nur ein wenig härter anfassen, denn du bist ihr Diener. Und ein Diener vergreift sich nie an seinem Herrn, egal, wie grausam dieser Herr ist.«

Tieger verbeugte sich zur Entschuldigung, aber seine Gedanken waren bei den Saltans. Sie waren furchterregend in ihrer Masse, widerwärtig in ihrer kriechenden, wimmelnden Menge, und doch fürchtete er sie weniger als etwas anderes, als einen Teil seiner selbst. Den Teil, der sie berühren wollte.

Es war ein Leben voller Angst. In den ersten sieben Tagen, die Tieger als Stallbursche der Saltans verbrachte, konnte er kaum essen, geschweige denn schlafen. Jeden Morgen legte er die Schutzkleidung an, die Stiefel aus schwerem Leder, die Handschuhe und den Halsring, der seine Kehle schützen sollte. In seinen Träumen half jedoch nichts davon. So ging er jeden Morgen mit schweren Schritten seiner neuen Aufgabe entgegen, in der sicheren Gewissheit, den Abend nicht zu erleben. Und doch kehrte er immer wieder in seine Kammer zurück.

Es war merkwürdig, aber wenn er sich an den feuchten Wänden des Geheges entlang drückte, ständig darum bemüht, nur keinen Laut von sich zu geben, hatte er oft den Eindruck, die Saltans gingen ihm aus dem Weg. Er begegnete ihnen nur selten in den Korridoren, und Wenn er sie bemerkte, waren sie meist bereits auf dem Rückzug. Selbst in der großen Halle schienen sie bemüht zu sein, eine gewisse Distanz zu ihm zu wahren. Tieger war sicher, dass sie etwas planten. Am achten Morgen traf er erneut die bei den Pfauchonen im Gang. Sie knieten nieder, er nickte ihnen lächelnd zu, bevor ihm einfiel, was Molpo über den Kontakt zu Bauern gesagt hatte. Tieger hoffte, das nicht noch einmal zu vergessen.

Mittlerweile waren die Bewegungen am Tor schon zur Routine geworden. Ohne zu zögern, betrat er den Korridor, schloss das Tor hinter sich und öffnete die zweite Tür. Ein Saltan glitt über den Boden und verschwand hinter einem Stein. Tieger merkte sich die Stelle, machte einen großen Bogen um sie und ging weiter auf die Höhle zu. Er glaubte ein Fiepen zu hören, so hoch, dass es nur noch als Vibration spürbar war. Ein zweites Fiepen antwortete. Es ist so weit, dachte er. Heute bringen sie mich um. Die Schutzkleidung erschien ihm plötzlich lächerlich. Er hatte Molpos Geschichten nicht vergessen, dachte an die Narben indessen Gesicht und an die Mönche, die hier unten gestorben waren. Hatten sie nicht auch alle Schutzkleidung getragen?

Tieger betrat die Höhle und stutzte. Dort, wo sich sonst die Saltans zusammendrängten, herrschte Leere. Die Futtertröge, obwohl noch halb gefüllt, waren verwaist. Kein einziges Tier war zu sehen. Tieger wich bis an die Wand zurück. Der raue Fels in seinem Rücken gab ihm Sicherheit. Irgendwo tropfte Wasser von der Decke. Suchend sah er sich um, erahnte Bewegungen in jedem Schatten, entdeckte jedoch nichts.

Plötzlich saß der Saltan vor ihm. Tieger wusste nicht, woher er gekommen war und wie er seinem Blick hatte entgehen können, aber er war da. Die vordere Hälfte seines Körpers war hoch aufgerichtet und pendelte langsam hin und her. Tieger sah, dass der Leib sich stark wölbte. Offenbar saß ihm ein trächtiges Weibchen gegenüber. Der Saltan glitt weiter auf ihn zu. Tieger widerstand der Versuchung wegzulaufen und blieb ruhig stehen. Molpo hatte ihm erklärt, dass die Tiere noch aggressiver wurden, wenn man eine Flucht versuchte.

Das Weibchen erreichte seine Fußspitze, senkte den augenlosen Kopf und strich mit dem Saugrüssel darüber. Das dicke Leder verhinderte, dass Tieger die Berührung spürte. Langsam arbeitete sich der Saltan nach oben, ließ die Schnauze über sein Schienbein gleiten und legte den Kopf gegen sein Knie. Ein Teil von Tieger sah entsetzt zu, während ein anderer die Handschuhe auszog und in die Hocke ging. Der Saltan kroch auf seinen Oberschenkel und richtete sich so hoch auf, dass Tieger den warmen Raubtieratem auf seinem Gesicht spürte. Fast schon gegen seinen eigenen Willen hob er die Hand und schob sie vorsichtig auf den Saltan zu. Seine Finger berührten weiches, dunkles Fell.

Der Saltan schrie. So spitz und schrill war sein Ruf, dass der Schmerz wie ein Messer in Tiegiers Kopf schnitt. Er presste die Hände gegen die Ohren, fiel zur Seite und fühlte kaum, wie der Saltan auf seine Schulter kroch. Etwas stieß gegen seinen Rücken, etwas anderes gegen seine Brust. Tieger hob den Kopf, sah Saltans, die sich einer Flutwelle gleich in die Höhle ergossen. Unzählige dunkle Leiber schlitterten auf ihn zu, pressten sich gegen seinen Körper, bedeckten ihn, bis nichts mehr zu sehen war außer einer dunklen, wimmelnden Masse.

Tieger schloss die Augen, als ein Saltan sich über sein Gesicht legte. Der Saugrüssel glitt an seiner Wange entlang. Er spürte die Reißzähne unter den weichen Lippen und zuckte zusammen, doch der erwartete Schmerz blieb aus. Worauf warten sie?, fragte sich Tieger. Wieso bringen sie mich nicht um? Die Bewegungen der Saltans wurden ruhiger, langsamer, als schliefen sie ein. Tieger spürte die wohlige Wärme, die von ihren Körpern ausging, und den Herzschlag, der im Rhythmus seines eigenen Pulses schlug. Etwas legte sich wie eine Decke über seinen Geist. Die Angst vor den Saltans verschwand, wurde ersetzt durch eine ruhige Behaglichkeit, die ihn an sein Bett zu Hause auf Loan erinnerte.

Mit halb geschlossenen Augen nahm Tieger das Säuseln wahr, das in der Luft lag. Es hüllte ihn ein, leise, aber doch so intensiv, dass es alle anderen Geräusche überdeckte. Sie sprechen zu mir, dachte er träge. Wenn ich nur wüsste, was sie sagen ...

Sechs Monate später...

Selten hatte Molpo eine so große Aufregung im Kloster Follmonk erlebt. Die sonst so würdevollen Mönche liefen hektisch durcheinander und waren bemüht, die letzten Vorbereitungen so rasch wie möglich zu treffen. Der Prinzenkrieger selbst, der Herr des Lichts, hatte seinen Besuch angekündigt. Die große Ehre, die Marca dem Kloster damit erwies, spiegelte sich in den Gesichtern aller. Sogar die Diener, die man eilends aus der Unterstadt für die niederen Arbeiten angeheuert hatte, bewegten sich voller Stolz, als sei der hohe Besuch ihr eigenes Verdienst.

»Er sollte den Herrn des Lichts zumindest sehen dürfen«, sagte Molpo. Pernaq legte ihm zustimmend die Hand auf die Schulter. »Du hast Recht. Es ist eine Ehre, die man vielleicht nur einmal im Leben erhält. Allerdings glaube ich nicht, dass Olibec sie ihm erweisen wird.« »Er ist zu hart zu dem Jungen.« Molpo stützte die Hände auf die Brüstung des Turms und sah hinab in den Klosterhof. Zusammen mit Pernaq hatte er sich von den Vorbereitungen zurückgezogen, um über einen Mönch zu sprechen, dessen Schicksal niemanden sonst zu interessieren schien.

»Niemand«, fuhr er fort, »hätte gedacht, dass Tieger so lange bei den Saltans überlebt. Ich hätte ihm keinen Tag gegeben, doch er hat uns alle überrascht. Das sollte belohnt werden.« »Du kannst Olibec fragen, aber er wird dir nicht erlauben, Tieger auch nur in Sichtweite des Prinzenkriegers zu bringen. Er soll bei den Saltans bleiben, dort, wo ihn niemand sieht.« Molpo wusste seit langem, dass den Jungen ein Geheimnis umgab, aber im Gegensatz zu Pernaq wurde er nicht zu den Sitzungen der Klosterleitung eingeladen. Als ehemaliger Saltanwärter hatte er sich zwar den Respekt der Mönche verdient, ein weiterer Aufstieg war ihm jedoch verwehrt geblieben.

Er sah sich kurz um, stellte sicher, dass niemand ihm zuhörte. »Und wenn Olibec nichts davon erfährt?« Pernaq machte ein Geräusch, als hätte er sich verschluckt. »Willst du wirklich deine Ehre für diesen Jungen riskieren?« Molpo zog ihn ein Stück zur Seite und zeigte auf einen halb verfallenen Turm, der als Mahnmahl diente. »Es ist ganz einfach. Ich hole Tieger unten ab und bringe ihn dort hinauf. Dann kann er die Zeremonie durch die Löcher im Mauerwerk beobachten. Niemand wird je davon erfahren.«

»Bis Tieger es versehentlich erzählt«, sagte Pernaq. »Wem sollte er es erzählen? Außer dir und mir redet doch niemand mit ihm.« Man hatte Molpo schon häufig unterstellt, über einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn zu verfügen, und in Situationen wie dieser schien sich das zu bestätigen. Er empfand es als ehrlos, eine gute Leistung nicht zu belohnen und einen Propheten nur wegen seines schwachen Verstands auszuschließen. Auch deshalb hatte er sich an Pernaq gewandt: Wenn jemand in Follmonk die Lage eines Außenseiters nachvollziehen konnte, war er es.

»Wieso belastest du mich mit diesem Wissen?«, fragte der Mediker nach einem Moment. »Was willst du von mir?« Molpo wusste, dass er gewonnen hatte. Trotzdem verneigte er sich tief, bevor er seine Bitte äußerte. »Ich möchte nur wissen, um welche Uhrzeit Olibec die Ehrenwache antreten lässt, damit ich Tieger vorher in den Turm bringen kann.« Er hielt den Blick gesenkt, erwartete betont demütig eine Antwort. Pernaq seufzte. »Dann solltest du ihn jetzt zum Turm bringen, denn die Wachen werden bald antreten.«

»Ich danke dir.« Molpo entfernte sich rückwärts gehend, ohne aufzusehen. Mit seiner Antwort hatte Pernaq Olibec hintergangen und seine Ehre gefährdet. Ihm jetzt in die Augen zu blicken wäre unhöflich gewesen. Erst als Molpo die schwere Holztür im Rücken spürte, drehte er sich um und verließ den Turm. Vorsichtig hinkte er die Treppe hinab und bog in die dunklen, nur von Gaslampen erhellten Korridore ein. Diener verschwanden in Seitengängen oder knieten nieder, wenn sie nicht schnell genug ausweichen konnten. In der Unterstadt lernten sie sich in Gegenwart der Propheten wie Unsichtbare zu benehmen und keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Molpo ignorierte sie und hielt auf seinem Weg zu den Gehegen nur einmal an, um die schwere Schutzkleidung überzuziehen, die er immer noch in seiner Kammer aufbewahrte. Das Leder war an vielen Stellen aufgerissen. Die Abdrücke scharfer Zähne bedeckten die Kleidung wie Narben. Wir haben viel zusammen erlebt, dachte Molpo, als er das Tor zum Gehege aufschloss und eintrat. Nur wenig Gutes war dabei. Das grüne Licht der phosphoreszierenden Moose reichte aus, um den Gang zu erleuchten. Wasser lief in dünnen Bahnen über die Steine. Der Geruch nach Fäulnis brachte die Erinnerung an Saugrüssel und unvorstellbare Schmerzen zurück. Molpo schüttelte den Gedanken ab und drang tiefer in das Höhlensystem vor.

Er hörte das Flüstern der Saltans, lange bevor er ihre wimmelnden Körper sah. Die tiefen Mulden und Gruben waren angefüllt mit Tieren, die ihm keine Beachtung schenkten. Es kam ihm vor, als würden sie von ihren eigenen Lauten hypnotisiert. »Tieger?«, fragte Molpo. »Bist du hier?« Einige Saltans begannen zu zischen, hörbar wütend über die fremde Stimme. Molpo wich zurück. Sein Mund wurde trocken.

»Tieger?«

Das Zischen schwoll an. Die Saltan Nester, die ihm am nächsten waren, lösten sich auf, als die Tiere auf ihn zukrochen. »Ich bin hier.« Tiegiers schwerfällige Aussprache war nicht zu verwechseln. Molpo drehte den Kopf und sah ihn am Rand einer Grube sitzen. Seine nackten Füße baumelten nur Zentimeter über den Saltans. Er trug keine Schutzkleidung, nur ein einfaches Hemd und eine zu kurze Hose. Das Flüstern und Zischen der Saltans verstummte. »Es ist ganz schön gefährlich, so nah bei den Saltans zu sein«, sagte Molpo. »Willst du nicht lieber zu mir kommen?«

»Nein.« Tieger gähnte laut. »Ich bin müde. Lass mich schlafen.« »Hier?« Molpo sah ihn verständnislos an. »Sie werden dich zerreißen, wenn du ihnen eine solche Gelegenheit gibst. Außerdem habe ich eine Überraschung für dich.« Zum ersten Mal bemerkte er so etwas wie Interesse in Tiegiers Blick. »Welche Überraschung?« »Der Herr des Lichts ist von dem fernen Kaziön zu uns gereist, um sich eine Prophezeiung stellen zu lassen. Wenn du mir versprichst, niemandem davon zu erzählen, darfst du ihn sehen.«

Er war erleichtert, als Tieger endlich die Beine aus der Grube hob und die Arme darum schlang. Seine rechte Hand schien ununterbrochen etwas zu zählen.

»Du weißt doch, wer der Herr des Lichts ist?«, hakte er nach, als eine Antwort ausblieb. »Ja.«

»Willst du ihn denn nicht sehen?« Tieger wackelte mit dem Kopf und gähnte erneut. »Würd' ja gern, bin aber zu müde. Muss schlafen.« »Na, wenn das so ist ...« Molpo entging nicht, dass das Gähnen vorgetäuscht war, aber er ließ sich auf das Spiel ein. »Dann musst du wohl in deine Kammer schlafen gehen.« »Ja.« Tieger machte keine Anstalten aufzustehen. Seine Augen musterten Molpo über seine Knie hinweg, als warte er nur darauf, endlich wieder allein zu sein.

»Ich komme später wieder und erzähle dir alles über den Besuch.« Die einzige Antwort, die Molpo darauf bekam, war ein weiteres Gähnen. Er wandte sich ab, verstört und neugierig zugleich. Es war klar, dass Tieger eine äußerst ungewöhnliche Vertrautheit mit den Saltans erlangt hatte. Daran dachte er jedoch nur am Rande. Was ihn wirklich irritierte, war, dass jemand eine persönliche Ansicht des Prinzenkriegers - die vielleicht höchste Ehre, die jemand wie Tieger je erlangen konnte - einfach so ausgeschlagen hatte. Was konnte hier unten in den Gruben wichtiger sein als das?

Tieger wartete, bis Molpo in den Gängen verschwunden war, dann ließ er sich zurück in die Grube sinken. Die Saltans umschlossen ihn wie ein warmer, weicher Mantel. Ihre Stimmen flüsterten ihm zu, erzählten Geschichten, die kein Pfauchone je zuvor gehört hatte. Sie trugen ihn hinweg in eine ferne Zeit, als die Hochebenen von Wasser umgeben waren und Pflanzen hoch in den Himmel wuchsen. Dort jagten sie, lauerten im hohen Gras oder im Schilf am Rande der Seen. Nie waren sie allein, stets verbunden durch ihre Stimmen und den Geruch, der keine Verwechslungen kannte.

Tieger spürte ihre Leidenschaft, ihren Hunger und ihre Wut. In den Geschichten hing er mit ihnen an der Kehle seines Opfers, trank heißes Blut und zischte seinen Triumph in die Welt. Sogar Molpo begegnete er wieder. Die Saltans nannten ihn Einauge und erzählten mit großer Freude von dem Tag, als er Beute geworden war. Der Kampf war Teil ihrer Legenden. Vielleicht würde es Molpo sogar freuen, wenn er das wüsste, dachte Tieger, als er nach langer Zeit die Augen aufschlug. Der Hunger hatte ihn aus den Geschichten zurück in die Realität gerissen.

Seit Monaten verbrachte er seine Tage in den Höhlen der Saltans, lauschte ihrer Sprache, die er verstand, ohne sie wirklich zu begreifen. Manchmal vergaß er zu essen, oder er schlief einfach zwischen den Tieren ein. Sie schützten ihn vor der Kälte der Felsen und sahen zu ihm auf wie zu einem guten Freund. »Ich muss gehen«, sagte er der blinden Menge. »Hunger.« Das verstanden die Saltans. Eine Abordnung begleitete ihn bis zum Tor. Tieger schloss es sorgfältig hinter sich ab, bevor er den Weg zur Küche einschlug. Beinahe hätte er Molpo von den Geschichten der Saltans erzählt, aber eine innere Stimme hatte ihn davon abgehalten. Niemand sonst schien die Tiere zu verstehen, sonst hätten die Mönche keine Angst vor ihnen gehabt. Also war er die Einzige, so, wie auch seine Visionen einzigartig waren. Doch die Visionen hatte Olibec ihm weggenommen.

Tieger wusste nicht, weshalb zuerst Sebor und nun sein neuer Lehrer Olibec ihn so schlecht behandelten. Er hatte stets getan, was sie von ihm wollten, und bei den Visionen sein Bestes gegeben. Aber das hatte nicht gereicht, sonst hätten sie ihm mehr gabraunizisz gegeben. Der Gedanke an die Knospe auf seiner Zunge ließ ihn lächeln. Er fühlte sich leicht, wenn er sie einnahm, leichter noch als in den Geschichten der Saltans.

Vielleicht wollte Olibec nicht, dass er sich leicht fühlte. Vielleicht wollte er einen schweren, traurigen Tieger und hatte ihm deshalb gabrauni-zisz verboten. Würde er ihm dann nicht auch die Saltans nehmen, wenn er erfuhr, welche Freude sie ihm bereiteten? Tieger wünschte sich, seine Mutter würde ihn endlich besuchen. Sie hätte eine Antwort auf seine Frage gewusst, aber solange er allein war, war es besser zu schweigen - für ihn und die Saltans.

»Willst du nicht den Herrn des Lichts sehen?« Tieger zuckte zusammen. Er war so tief in seine Gedanken versunken gewesen, dass er die Küche erreicht hatte, ohne es zu bemerken. Vor ihm stand eine junge Pfauchonin, zierlich und klein wie alle ihrer Art. Er erkannte sie sofort als die Bäuerin, die ihm morgens auf seinem Weg in die Gehege begegnete. Normalerweise wurde sie von einem alten Mann begleitet. Jetzt war sie jedoch allein.

»Ich soll nicht mit dir reden«, sagte Tieger.

»Es gibt viel, was wir nicht sollen. Hältst du dich an alles?« Sie sah ihm in die Augen. Die Haut ihres schmalen Gesichts war gerötet von der Arbeit über den heißen Töpfen. Tieger startete auf ihre vier Brüste, die sich deutlich unter dem Hemd abzeichneten. Ihm war vorher noch nie aufgefallen, dass ihm so was gefiel. »Nee«, sagte er. »Nicht an alles. Ich darf nicht in der Küche essen, weißt du, aber ich tu trotzdem hier essen.« »Dann kannst du mit mir reden, während du isst. Soll ich dir einen Teller geben?«

»J a.« Er setzte sich an einen Holztisch und sah zu, während sie mit einer Kelle in einem der Töpfe rührte. Sie suchte viele Fleischstücke heraus, bevor sie den randvollen Teller vor ihm abstellte. »So 'n großer, starker Mann wie du braucht viel Fleisch«, sagte sie und setzte sich ihm gegenüber. Tieger schlang die ersten Bissen hinunter, bevor er an die Höflichkeitsregeln dachte, die er gelernt hatte. »Danke«, sagte er mit vollem Mund. Sie hielt seinen Blick einen Moment lang und strich sich dann mit den Händen die Haare aus dem Gesicht.

»Du bist nicht wie die anderen Propheten«, sagte sie. »Du bist nett.« »Hm ...« Tieger wünschte, sie würde endlich aufhören zu reden. Er konnte sich kaum auf sein Essen konzentrieren. »Vater sagt«, fuhr sie fort, »dass du ein Heiliger bist, weil du mit den heiligen Saltans zusammenlebst.«

»Hm...« »Vater sagt auch, dass nur die mutigsten Propheten zu den Saltans gehen. Bist du mutig?« »Hm...«

»Aber du bist ganz allein, nicht wahr?« Etwas in ihrem Tonfall ließ Tieger aufsehen. Er schluckte den Rest Fleisch hinunter und neigte den Kopf.

»Hab doch die Saltans.« »Und sonst nichts?« Ihre Finger berührten die Knöpfe ihres Hemds. Tieger ließ den Löffel sinken und wischte sich die schweißnassen Hände an der Hose ab. Er spürte, dass etwas Seltsames mit ihm geschah. »Willst du mehr haben?« Er tastete nach ihrer Hand. »Ja.«

3. La

Ihr Name war Lo und sie war die klügste Frau, die Tieger - abgesehen von seiner Mutter - je getroffen hatte. Wenn er nicht bei den Saltans war, besuchte er sie und ihren Vater Jeke in der Unterstadt, wo sie eine kleine Hütte bewohnten. Los Mutter war vor langer Zeit gestorben, und ihre vier Geschwister hatten längst eigene Familien gegründet. Nur sie war allein geblieben. Warum, das sagte sie nicht. Das erste Mal paarten sie sich auf dem Feld, weit draußen vor der Stadt. Tieger erzählte den Saltans davon, und sie wurden aufgeregt und warnten ihn, Lo würde ihn auffressen, wenn er seine Aufgabe erfüllt hätte. Er versicherte ihnen zwar, dass das unter Pfauchonen unüblich sei, aber bei den nächsten Malen achtete er darauf, nach Lo einzuschlafen. Erst später entspannte er sich.

Tieger wusste nicht, ob das, was er tat, verboten war, aber wie zuvor bei den Saltans ging er kein Risiko ein und schwieg. Lo, die sich im Kloster seit Jahren auskannte, zeigte ihm längst vergessene Korridore und geheime Ausgänge. Vor allem aber zeigte sie ihm den Weg zu gabrauni-zisz ...

Allein wäre Tieger nie auf die Idee gekommen, die Droge zu stehlen, aber Lo formulierte den Plan mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass er ihm völlig natürlich erschien. Fast jeder Mönch hob einen Vorrat gabrauni-zisz in seiner Kammer auf. Es war nicht schwierig, in die unverschlossenen Räume einzudringen, eine kleine Menge davon zu entnehmen und wieder zu verschwinden. Nach einer Weile entwickelte Tieger sogar ein gewisses Talent dafür, die Mönche aufzuspüren, die ihren Vorrat gerade aufgestockt hatten und kaum merken würden, dass etwas fehlte.

Er dankte Lo, indem er ihr Saltankot schenkte, eine Substanz, die in der Unterstadt als Allheilmittel für Krankheiten geschätzt wurde. Es störte ihn nicht, dass sie damit handelte, anstatt ihn aufzubewahren. Er konnte schließlich immer neuen Kot besorgen. Eines Tages nahm Jeke Tieger beiseite.

»Ist dir aufgefallen, dass Los Taille breiter geworden ist?« »Ja.« Das war ihm tatsächlich aufgefallen, aber er hatte es auf die vielen Lebensmittel geschoben, die er aus dem Kloster schmuggelte. Vater und Tochter aßen so gut wie noch nie zuvor in ihrem Leben.

Er folgte Jekes Geste und setzte sich auf den Boden. An seiner Miene erkannte Tieger, dass sie ein ernsthaftes Gespräch führen würden. Die kleine Lehmhütte erschien ihm plötzlich heiß und stickig. »Du hattest viel tete mit meiner Tochter«, sagte Jeke. Tieger begann unruhig hin und her zu rutschen. Er hatte nicht gehaut, dass jemand davon wusste. Draußen vor den schmalen Fenstern rumpelte ein Lastkarren vorbei. Er hätte alles gegeben, mit dem Fahrer tauschen zu können. »Damit«, fuhr Jeke fort, »hast du mir und .Lo mehr Ehre erwiesen, als wir je erwarten durften. Dafür möchte ich dir danken.«

Er beugte sich vor und griff nach Tieggers Handgelenken. »Ich kann meinen Dank nur mit Worten ausdrücken, aber Lo hat mehr als das getan. Sie, ehrenwerter Prophet, wird dir ein Kind schenken.« Der letzte Satz hallte in Tieggers Kopf nach. Sein Herz schlug schwer und schnell in seiner Brust und ließ seine Schläfen pochen. Stumm saß er da, während seine Gedanken sich bemühten, die Bedeutung der Worte zu verstehen. »Es ist ein Kind von Lo und mir?«, fragte er schließlich. Jeke lächelte. Seine Augen hatten einen fast schon fiebrig wirkenden Glanz. »Ja, das ist es.« Tieger riss sich aus seinem Griff los und sprang auf. Die Aufregung schoss so plötzlich wie ein Stromschlag durch seinen Körper. »Wo ist La? Ich muss sie sehen und ...«

Jeke hob beschwichtigend die Hände. »Das wäre nicht gut. Es bringt Unglück, wenn ein Vater seine schwangere Frau zu oft sieht. Am besten kehrst du ins Kloster zurück. Ich werde dich auf dem Laufenden halten.« Und so kehrte Tieger zu den Saltans zurück, schlief erneut in ihrer Mitte und lauschte den Geschichten vom Anbeginn der Zeit. Sie hatten kein Wort für Vater, aber wenn er von seinen Hoffnungen erzählte, wurden sie ganz still und wärmten ihn mit ihren Körpern. Ein halbes zabarisches Jahr später wurde sein Sohn geboren.

Lo hatte schon immer gewusst, dass sie etwas Besonderes war. Als Kind hatte sie oft stundenlang auf dem Feld gestanden und zum Kloster geblickt, fasziniert von den Geheimnissen, die sie hinter seinen Mauern vermutete. Anfangs war sie von ihren Eltern geschlagen worden, weil sie ihre Arbeit nicht erledigte, aber irgendwann hatte sie einen Mittelweg gefunden, der sie an den Schlägen vorbeiführte, aber genügend Zeit zum Träumen ließ.

Mit den Jungen aus der Unterstadt hatte sie sich nie abgegeben. Sie waren allesamt dumme Aufschneider, die mit den paar Hektar Land angaben, die ihre Väter der Ebene abgerungen hatten. Ihre Schwestern fielen natürlich darauf rein, was sie nicht anders erwartet hatte. Aber Lo war nie von der Aussicht beeindruckt gewesen, ihr Leben in noch mehr Staub und Dreck zu verbringen. Sie wollte mehr. Bekommen hatte sie jedoch nichts. Ihr Traum, eine Schule zu besuchen, war ebenso gescheitert wie ihre Hoffnung, eines Tages von einem reichen Pfauchone entdeckt und weit von Phitter weggebracht zu werden. Stattdessen teilte sie sich eine Hütte mit ihrem Vater und half auf dem Feld, bis ihr abends vor Erschöpfung die Augen zufielen. Nur die Arbeit im Kloster brachte Abwechslung.

Als sie Tieger das erste Mal sah, hatte sie bereits gespürt, dass etwas an diesem Propheten anders war als an denen, die ihr sonst begegneten. In seinem Blick las sie keine Arroganz, kein Bewusstsein seiner eigenen Überlegenheit. Er hatte sie wie eine gleichberechtigte Person behandelt, als sie ihn schließlich in der Küche traf, und es war ihr leicht gefallen, ihn zu verführen. Ihren Vater hatte das zuerst entsetzt. Jeden Tag hatte er damit gerechnet, von den Mönchen bestraft zu werden. Als auch nach Monaten nichts geschah, vergaß er seine Angst und genoss die Ehre, die ihm die Beziehung brachte.

Die Bauern, die in den Lehmhütten in dem Armenviertel lebten, bemerkten die regelmäßigen Besuche des Propheten. Sie warfen Lo und ihrem Vater misstrauische Blicke zu, hielten sich anfangs sogar fern von ihnen und tauten erst auf, als die befürchteten Schwierigkeiten ausblieben. Mittlerweile wagten sie es sogar, Tieger ins Gesicht zu sehen, wenn er sie grüßte. Lo deckte ihr Kind zu und trat von der Wiege zurück. Sie dachte oft daran, dass sie die ersten Male nur aus Habgier mit dem Propheten geschlafen hatte. Durch ihn hatte sie sich Zugang zu dem wertvollen Saltankot und zu Lebensmitteln erhofft. Ein intelligenterer Pfauchone hätte das schnell durchschaut, aber Tieger ließ sich von ihr ausnutzen und begriff nicht, was eigentlich geschah.

Irgendwann hatte Lo sich in ihn verliebt. Es war langsam geschehen, fast schon unbemerkt, und sie hatte es erst kurz vor der Geburt des Kindes akzeptiert. Rufas - um diesen Namen hatte Tieger gebeten - war jetzt vier Monate alt, und Lo war in ihrem Viertel zu einer respektierten und sogar etwas wohlhabenden Frau geworden, die sich dank des Saltankots ein eigenes Haus leisten konnte. Ihr Traum von der weiten Reise hatte sich zwar nicht erfüllt, aber sie hatte mehr erreicht als die meisten anderen. Es klopfte an der Tür.

Lo sah kurz aus dem Fenster, bevor sie öffnete und Tieger eintreten ließ. Sein großer, breiter Körper ließ den Raum plötzlich eng wirken. Er küsste sie und stellte einen Beutel auf dem Boden ab. »Hab mehr Kot dabei«, sagte er. Sie schob den Beutel zur Seite. Den Gestank nahm sie kaum noch wahr, dafür aber den scharfen Saltangeruch, der Tieger wie eine Aura umgab. »Hast du wieder bei ihnen geschlafen?«, fragte sie.

Er ging neben der Wiege in die Knie und strich Rufas zärtlich über den Kopf. »Sind nicht gefährlich, wenn man sie kennen tut. Mögen's, wenn ich da bin.« Lo hatte ihn schon oft gebeten, vorsichtiger in den Gehegen zu sein, aber Tieger hielt sich nicht daran. Sie wusste, dass es lächerlich war, aber manchmal empfand sie Eifersucht gegenüber den Saltans. Tieger stand auf und streckte sich. In seinen Augen lag eine kindliche Unschuld, die nicht zu seinem grobschlächtigen Aussehen passen wollte. Lo wusste, dass er sich große Sorgen darüber machte, dass sein Kind so dumm werden würde wie er, aber bis her gab es kein Anzeichen dafür. Trotzdem fragte Tieger jeden Tag nach.

»Meinst du, es ist normal?« »Ja, aber wir müssen noch warten.« »Wie lange müssen wir warten?« »vielleicht ein halbes Jahr.« »Ist das lang?« Lo begann seine Schultern zu massieren. Es waren immer die gleichen Fragen und immer die gleichen Antworten, aber sie verlor nicht die Geduld. »Ich sage dir Bescheid, wenn es vor bei ist.« »Er legte seinen Kopf auf ihre Hand.« »Ich bete jeden Tag darum.« »Die Götter werden nicht zulassen, dass ...« Mit einem Knall flog die Tür auf. Holz zersplitterte, als sie aus dem Rahmen gerissen wurde und ins Zimmer fiel. Lo sprang instinktiv zurück, deckte die Wiege mit ihrem Körper, als fünf Propheten über die Schwelle traten. Sie trugen ihre traditionellen Schwerter und den Mishim im Gürtel. Rufas fing an zu weinen. Tieger war wie erstarrt.

Einer der Propheten, ein alter Mann mit langem weißem Haar, trat vor. »Es ist also wahr«, sagte er. Sein Blick war nur auf Tieger gerichtet. »Du hast es tatsächlich gewagt, ein Kind mit dieser Hure zu zeugen!« Lo zuckte unter der Beleidigung zusammen, wehrte sich jedoch nicht. Tieger schien das Wort nicht zu kennen, denn er wirkte verwirrt. »Is unser Kind, Olibec«, gab er zurück. »Du kannst es nicht wegnehmen, nich wie gabrauni-zisz.« »Ich kann noch viel mehr.« Der alte Mann, den Tieger als Olibec benannt hatte, legte seine Hände auf sein Schwert. »Du hast ein uraltes Gesetz gebrochen, das sollte dir klar sein. Wir Propheten vermehren uns nur untereinander, damit unsere Fähigkeiten erhalten bleiben. Das weißt du doch, oder?«

Tieger senkte den Kopf. »Hatte ich vergessen. Kommt nich wieder vor.« Im Gegensatz zu Lo schien er den drohenden Unterton in Olibecs Stimme nicht zu hören. »Du hast das letzte bisschen Ehre in deinem Leben verspielt. Du hast dein Vergnügen über die Pflicht gesetzt. Es gibt nur eine Möglichkeit, deine Seele zu retten.« Lo nahm Rufas aus der Wiege und presste ihn an ihre Brust. Sie ahnte plötzlich, was geschehen würde. Tieger sah auf. »Wie denn?« Olibecs Gesicht zeigte keine Mimik. »Töte dein Kind!«, sagte er.

Tieger starrte die fünf Propheten an, wartete darauf, dass sie lachten und mit Fingern auf ihn zeigten, so, wie sie es immer taten, wenn er auf einen ihrer Scherze hereingefallen war. Aber sie taten es nicht, standen nur ruhig da, die Hände auf ihre Schwerter gestützt. »Das tu ich nich«, sagte er. Olibec sah die anderen kurz an, bevor er sich wieder an Tieger wandte. »Wir haben abgestimmt und beschlossen, dass es so sein wird. Wenn du es nicht machst, werden wir das Kind töten. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten musst du dich entscheiden.«

Tieger hörte Los hektische Atemstöße hinter sich. Rufas hatte aufgehört zu weinen. Nur zwei Möglichkeiten, dachte er.

Aber ich will keine von beiden. Ich will, dass mein Kind lebt. Kopfschmerzen stachen in seine Schläfen. Er musste sich zwischen zwei Alternativen entscheiden, die er beide nicht wollte. Hieß das nicht, dass es noch eine dritte geben musste, eine, in der sein Kind überlebte? Aber Olibec hatte sie ihm verschwiegen. Warum? Tieger sah ihn an. Es fiel ihm schwer, dem Befehl zu widersprechen. »Ihr tut mein Kind nich töten un ich auch nich. Geht weg!«

Olibecs Gesicht verzerrte sich. Wut und Überraschung spiegelten sich darin, als er zurücktrat und die vier anderen Propheten mit einer Geste zum Ziehen ihrer Schwerter aufforderte. Tieger dachte an die Geschichten der Saltans. Sie warteten nie, bis ihre Gegrier bereit waren, sondern griffen als Erste an, unbarmherzig und wild.

Die Erinnerung gab ihm Mut. Mit einem Schrei warf er sich vor, den Propheten entgegen. Seine Fäuste schlugen zu, spürten harten Widerstand und wurden zur Seite gerissen. Sein ganzes Körpergewicht presste er gegen die Angreifer, drängte sie von Lo und sei- "nem Sohn zurück. In der Enge des Raums behinderten sich die Propheten gegenseitig. Sie wagten kaum, ihre Schwerter zu benutzen, traten und schlugen stattdessen nach ihm. Tieger stöhnte, als ein Tritt ihm das Gleichgewicht raubte. Er schlug auf dem Lehm Boden auf, kam hoch und wurde von einem zweiten Tritt zu Fall gebracht.

Wie ein Wahnsinniger ruderte er mit den Fäusten, wusste längst nicht mehr, wo hinter all den Tritten und Schlägen seine Gegner steckten. Etwas traf ihn am Kopf. Seine Arme wurden schwer, der Raum verschwamm. Er hörte sich selbst schreien, als seine Knochen brachen' aber sein Blick richtete sich nur auf die Leiter, die zum Dach führte, und auf die leere, umgestürzte Wiege. Als seine Welt sich in Dunkelheit verlor, gab es nur noch einen Gedanken, der ihm Halt gab: Ich hab meinen Sohn gerettet.

Pernaq schreckte hoch, als die Türen zur Krankenstation lautstark aufgestoßen wurden. Einen Moment lang musste er sich orientieren, bis er bemerkte, dass er nicht in seiner Kammer lag, sondern mit gesenktem Kopf am Schreibtisch saß. Anscheinend war er über seiner Arbeit eingeschlafen. »Pernaq, wo bist du?« Olibecs Stimme war unverwechselbar. Rasch strich Pernaq seine Robe glatt, verließ sein Büro und trat in den Gang. Der Anblick, der ihn erwartete, war ebenso überraschend wie schockierend.

Die fünf Propheten, die vor ihm standen, trugen die klaren Zeichen einer körperlichen Auseinandersetzung. Ihre Gesichter waren verschrammt, die Knöchel ihrer Hände aufgeplatzt. Zwischen ihnen hing ein sechster Prophet, der so blutverschmiert war, dass Pernaq ihn kaum erkennen konnte. »Ist das Tieger?«, fragte er verstört. Die Propheten antworteten nicht, sondern legten den Körper auf eines der leeren Betten. Erst als Pernaq rasselnde

Atemzüge hörte, begriff er, dass Tieger noch lebte. »Was ist passiert?« Erst jetzt sah Olibec ihn an. »Das, was ich immer schon befürchtet habe.

Wir haben die Kontrolle über Tieger verloren. Er hat die Hand gegen uns erhoben und meine Befehle verweigert. Sieh zu, dass er überlebt, damit er sich meinem Urteil stellen kann.« Pernaq öffnete den Mund, um zu antworten, aber die Propheten hatten sich bereits umgedreht und gingen zielstrebig auf die Tür zu. Er strich sich nervös mit der Hand durch die Haare und alarmierte seine Assistenten mit einem Knopfdruck. »Hab keine Angst«, sagte er dann zu dem verquollenen Gesicht auf dem Kopfkissen. »Wir kriegen dich wieder hin.« Tieger stöhnte. Seine Lippen bewegten sich. »Ich ... habe gesiegt ...« Die Stimme war so leise, dass Pernaq sie kaum verstehen konnte, aber trotzdem war er sicher, Tieger einen Moment später lachen zu hören.

Pernaq hatte ihm so viel Zeit verschafft wie möglich. Obwohl Tieger bereits nach einer Woche fast vollständig genesen war, hatte er durch angebliche Komplikationen und weitere Untersuchungen noch eine Woche herausgeschunden. Jetzt aber war Olibecs Geduld erschöpft, denn am frühen Morgen hatte er bereits einen Boten auf die Krankenstation geschickt, um eine Urteilsverkündung für den Nachmittag anzuordnen. »Wie fühlst du dich?«, fragte Pernaq und setzte sich neben Tieger auf die Bettkante. »Weißt du ...«

»Bist du aufgeregt?« »Weißt du ...« Pernaq sah ihn lange an. Tieger wirkte weitaus weniger verunsichert, als er vermutet hätte. Der Kampf und die Rettung seines immer noch unauffindbaren Sohnes schienen ihm eine Kraft verliehen zu haben, die er vorher nicht besessen hatte. »Verstehst du, was gleich passieren wird?«, fragte er. Tieger kratzte sich verlegen. »Sin alle wütend, weil ich Olibec eine geknallt hab. Die wollen mich bestrafen.«

»Das werden sie auch tun, aber du kannst dafür sorgen, dass die Strafe nicht zu hart wird.« Pernaq stand auf und zog Tieger auf die Füße. Die Verhandlung begann in wenigen Minuten und es hätte schlecht ausgesehen, zu spät zu kommen. »Wenn sie dich fragen«, fuhr er fort, als sie auf den Gang hinaustraten, »weshalb du Olibec und die anderen geschlagen hast, wirst du ihnen von deinem Sohn erzählen, wie sehr du ihn liebst. Das tust du doch?« »Natürlich!« Tiegers Empörung war deutlich zu hören. »Deshalb hab ich ihn ja gerettet!«

»Gut, sag ihnen das. Sie sollen wissen, was du für ihn und seine Mutter empfindest.« Sie erreichten den großen Konferenzsaal und blieben vor den geschlossenen Türen stehen. Zwei Wachen in traditionellen Roben, die mit langen Speeren bewaffnet waren, sahen sie reglos an. Einer von ihnen sprach in ein Mikrofon, das an seinem Kragen befestigt war. Dann öffnete er die Tür. Pernaq schob Tieger in den Raum. Draußen vor dem Kraftfeld tobte ein Sturm. Der Sand prasselte wie Hagel gegen das Dach. Am Kopfende des Saals erhob sich ein Podest, auf dem ein langer Tisch stand. Dahinter saßen acht Mönche rechts und links neben Olibec. Ein weiterer Mönch kniete auf dem Boden. Er trug den breiten weißen Schal, der Henkern vorbehalten war. In seinem Gürtel steckte ein Vollstreckungsschwert.

Olibec hat mich aus dem Komitee genommen, dachte Pernaq besorgt. Er weiß, dass ich einem Henker niemals zugestimmt hätte. »Knie nieder!«, sagte er leise zu Tieger. Der junge Mann folgte wortlos seinem Befehl. Olibec räusperte sich. »Willst du der Urteilsverkündung beiwohnen?« Pernaq neigte den Kopf. »Wenn du es erlaubst, möchte ich für Tieger sprechen.« »Das wird nicht nötig sein. Uns liegen alle Beweise vor. Eine Befragung des Angeklagten ist Zeitverschwendung.« Die anderen Mönche gaben ihre Zustimmung durch Gesten zu verstehen. Pernaq legte Tieger die Hand auf die Schulter. »Er hat das Recht, gehört zu werden«, sagte er. »So schreiben es die Gesetze vor, und die stehen über dem Komitee.«

Jetzt riss Gajan das Wort an sich. »Es gibt eine Ausnahme. Wenn das Verbrechen klar bewiesen und so schändlich ist, dass es die Ehre des Komitees besudeln würde, auch nur ein Wort darüber zu vernehmen, kann man die Befragung ausfallen lassen.« »Was ist denn daran schändlich, den eigenen Sohn beschützen zu wollen?« »Dieser Sohn bringt Schande über ihn. Er ist der lebende Beweis für seinen Ungehorsam.« Pernaq spürte, wie Tieger unter seinem Griff zu zittern begann. Er wusste nicht, ob es Wut war oder ob die Angst ihn doch eingeholt hatte. »Glaubst du wirklich, dass Tieger begreift, was er getan hat?«, fragte er. »Das ist doch ...«

»Er hat gelernt zu gehorchen«, unterbrach ihn Olibec. »Das Begreifen eines Befehls ist keine Voraussetzung für die Ausführung. Er wusste, dass es verboten ist, aber anstatt reumütig um Vergebung zu bitten, hat er uns angegriffen. Das muss bestraft werden.« Er hob die Arme, signalisierte damit, dass die Diskussion vorüber und die Zeit der Verkündung gekommen war. Die anderen Mönche folgten seinem Beispiel. »Im Namen der Pangalaktischen Statistiker, deren Weisheit unendlich und deren Güte groß ist, verkünde ich, was mit dem Angeklagten Tieger zu geschehen hat. Wir haben lange darüber nachgedacht. Es erscheint uns falsch, seinen Kopf zu fordern, denn er besitzt keine Klugheit. Auch sein Herz wollen wir nicht nehmen, denn es ist verdorben und würde mit seinem Gestank unsere Nasen beleidigen. Also nehmen wir, was ihm Stärke gibt und was er gegen uns aus Wut erhoben hat: seine Hände.«

»Was?« Pernaq behielt nur mühsam die Fassung. Der Henker verneigte sich tief vor dem Komitee und stand auf. Mehrere bewaffnete Mönche, die er vorher nicht bemerkt hatte, traten aus den Schatten hervor. Zwei von ihnen trugen einen Richtblock zwischen sich, ein dritter breitete eine Plane aus. Tieger sah aus seiner knienden Position zu Pernaq auf. »Wann soll ich sagen, dass ich meinen Sohn liebe?« »Nicht jetzt ... vielleicht später ...« Pernaq schloss die Augen. Es gab nichts mehr, was er für Tieger tun konnte.

4.

Aus der Dunkelheit ...

Die Ereignisse in Jekes Haus sprachen sich in nur wenigen Tagen in der ganzen Stadt herum und wurden leidenschaftlich auf den Märkten und in den Tavernen diskutiert. Pfaffen, die es normalerweise aus lauter Ehrfurcht nicht wagten, den Namen eines Propheten auch nur zu denken, redeten offen über Tiegers Heldenmut und Olibecs Niedertracht.

Als die Nachricht über das schreckliche Urteil sie erreichte - man munkelte, ein saltanloser Prophet habe sie einem Diener zugesteckt -, wich die Bewunderung großer Wut und Frustration. Ein Krüppel zu sein, angewiesen auf die Hilfe anderer, das war ein Schicksal, wie es ehrloser nicht sein konnte. »Lasst uns ihn töten!«, schlugen manche vor, wenn der Alkohol ihre Gesichter rötete. »Nur so können wir die Scham von ihm nehmen.«

Andere wollten den Klostervorsteher aufsuchen und um die Herausgabe Tiegers bitten, aber es fand sich niemand, der den Mut hatte, sich ihm gegenüberzustellen. Schließlich war es Jeke, der den entscheidenden Satz äußerte. »Lasst uns ihm helfen«, sagte er.

*Ein Jahr später ...

Sie nannten sich die Verschwörung der Unsichtbaren, diese kleine Gruppe, die jeden Tag durch die Gänge des Klosters schlich, ohne von irgendwem beachtet zu werden. Selbst die Wachen, die anfangs noch vor Tiegers Tür gestanden hatten, ignorierten die Diener und kümmerten sich nicht darum, was in der Kammer geschah. Mittlerweile gab es keine Wachen mehr. Die Erinnerung an Tiegers Verbrechen schien ebenso verblasst zu sein wie die Erinnerung an ihn selbst. Er machte es den Mönchen leicht, ihn zu vergessen, denn seit dem Tag der Bestrafung hatte er seine Kammer nicht verlassen und zu niemandem ein Wort gesagt. Sogar die Saltans schienen ihn kaum noch zu interessieren. Nur manchmal glitt sein Blick in den Gang hinaus, wenn einer der Mönche in schwerer Schutzkleidung an ihm vorbeiging.

Er ist kein Krüppel, dachte Jeke, als er an diesem Morgen die Tür zur Kammer öffnete, sondern ein Toter. »Guten Morgen, Tieger«, sagte er betont freundlich in die Dunkelheit. »Ich hoffe, du hast gut geschlafen.« Er stellte das Tablett auf dem Boden ab und entzündete den Docht einer Öllampe. Es roch nach Schweiß und ungewaschener Kleidung. Tieger lag auf seiner Pritsche und starrte an die Decke. Seine Arme waren ausgebreitet, als wolle er die Stümpfe möglichst weit von sich entfernen. Selbst in dem schlechten Licht konnte Jeke sehen, wie blass und abgemagert er war.

»Der Sturm, von dem ich dir gestern erzählt habe, hat nachgelassen, mein Sohn. Dem alten Wila ist das Dach weggefliegen. Du kennst ihn doch noch, oder? Er bringt immer die Yaga-Milch vorbei.« Jeke setzte sich auf die Pritsche und rührte den Milchbrei in der Holzschale langsam um. »Jetzt muss er sich beeilen, damit alles vor der Regenzeit wieder in Ordnung kommt.« Er hielt Tieger den Löffel an den Mund, aber der drehte nur den Kopf zur Wand. Innerlich fluchte Jeke. Manchmal ließ sich Tieger von den Erzählungen ablenken und merkte nicht, dass er dabei aß. Meistens lehnte er die Nahrung jedoch ab.

Jeke ließ die Schale sinken. »Du musst etwas essen, Sohn, nicht nur für dich, sondern auch für La und das Kind. Willst du sie denn nicht wiedersehen?« Tieger drehte den Rest seines Körpers zur Wand. Seine Schulter stach spitz aus der Robe heraus. »Ich weiß, dass sie sich nicht gemeldet hat«, sprach Jeke das aus, was Tieger ebenso beschäftigen musste wie ihn selbst, »aber ich bin sicher, dass es ihr und Rufas gut geht und sie einfach nur keine Möglichkeit gefunden hat, uns Bescheid zu sagen. Du musst daran glauben.«

In Wirklichkeit hatte er die Hoffnung fast aufgegeben. La war bereits zu lange verschollen, und es gab nur wenige Orte, an denen sie sich aufhalten konnte. Die meisten wurden regelmäßig von Viehhändlern und Handwerkern bereist, sodass Informationen rasch in die Stadt zurückgelangen. Nur in die Bergdörfer gelangte fast niemand, aber Jeke zweifelte daran, dass Lo einen so strapaziösen Weg auf sich genommen hatte. Und selbst wenn sie noch lebte, wie würde sie darauf reagieren, dass der Vater ihres Sohnes ein Krüppel war? Er stand auf und stellte die Schale zurück auf das Tablett. »Ich komme später noch einmal wieder«, sagte er.

»Vielleicht hast du dann ja wieder Hunger.« Ohne die Tür zu schließen, trat Jeke in den Gang hinaus. Auf diese Weise gelangte wenigstens etwas Frischluft in die stickige Kammer. Die Tage, an denen sich Tieger völlig verweigerte, hatten zugenommen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis er vor ihren Augen verhungerte. Vielleicht ist es so am besten, dachte Jeke, als er in den Gang zur Vorratskammer einbog.

Ein Prophet kam ihm entgegen, dicht gefolgt von einem Diener, der eine schwer aussehende Kiste auf dem Rücken trug. Jeke erkannte ihn, nickte kurz, dann kniete er routiniert nieder und senkte den Kopf. Die beiden so unterschiedlichen Pfauchonen gingen an ihm vorbei. Etwas fiel unmittelbar vor ihm auf den felsigen Boden. Jeke griff danach und wollte gerade den anderen Diener auf sein Versehen aufmerksam machen, als er sah, was er in der Hand hielt. Es war eine Schreibfolie, so, wie sie von fahrenden Händlern zur Kennzeichnung ihrer Waren verwendet wurde. Jemand hatte krude, kaum lesbare Buchstaben darauf geschrieben. Jekes Augen weiteten sich. Hastig steckte er die Folie in die Tasche seiner Robe, stand noch währenddessen auf und lief zurück zur Kammer.

Tieger lag immer noch zur Wand gedreht, als er eintrat und die Tür schloss. Mit einem Schritt erreichte Jeke die Pritsche und zog ihn an der Schulter auf den Rücken. »Lies das!«, befahl er. Das Licht der Öllampe brach sich in der Folie. Tiegiers starre Augen bewegten sich. Jeke ohrfeigte ihn. »Lies das!« Fünfmal wiederholte er den Satz und die Ohrfeige, dann wandte sich Tiegiers Blick endlich der Folie zu. Sein Mund bewegte sich, während er langsam und schwerfällig die Buchstaben entzifferte. »Lies es laut!« »E-s ... es g-e-h... geht mir... und Ruf-a... Rufas!« Zum ersten Mal kam Leben in Tiegiers Stimme. »Das ist von Lo.«

Er setzte sich auf. »Es geht mir und Rufas ... gut. Wir ... si-n-d in den Berg-en. Alle ... sind sehr nett. Rufas ist ge-s-u-n... er ist gesund! Das heißt, er kann lernen, ist nich Mikhate.« »Ich weiß, was das heißt.« Jeke umarmte ihn und spürte, wie Tieger den Druck erwiderte. »Hab Hunger«, hörte er ihn dann sagen. »Ich muss gesund sein für meinen. Sohn ... auch ohne Hände muss ich das.« »So ist es richtig.« Jeke beugte sich nach unten, um den Teller vom Tablett zu nehmen, aber Tieger kam ihm zuvor. Er sprang von der Pritsche, hockte sich auf den Boden und legte seine Stümpfe unter den Rand der Schüssel. Vorsichtig balancierend nahm er sie hoch und brachte seinen Mund heran. Tieger fraß wie ein Tier, aber Jeke beanstandete das nicht, denn diese Mahlzeit war die erste selbständige Handlung seit über einem Jahr.

Irgendwann stellte Tieger die leere Schüssel zurück auf das Tablett. Sein Gesicht war weiß verschmiert. »Ich stinke«, sagte er. Jeke lachte und legte ihm zustimmend die Hand auf die Schulter. »Das werden wir ändern. Komm mit!« Gemeinsam verließen sie die Kammer und Jeke wurde klar, dass er noch nie jemanden gesehen hatte, der so schnell ins Leben zurückfand. Manchmal, dachte er, kann Mikhate, auch eine Gnade der Götter sein.

Niemand war glücklicher über diese Rückkehr von den Toten als Molpo. Am ersten Tag, an dem er Tieger wartend vor den Stallungen begegnet war, hatte er abends ein langes Gebet gesprochen und seinen Göttern gedankt. Jetzt, zehn Tage später, schloss er das Tor zu den Stallungen auf und sah sich misstrauisch nach den Saltans um. »Du glaubst nicht, wie froh ich bin, dass du wieder mitkommst«, sagte er wie jeden Morgen. »Die Saltans verhalten sich viel ausgeglichener, wenn du dabei bist.«

»Sie sollen dich in Ruhe lassen, das wissen sie.« Tieger wirkte ungeduldig, als die zweite Tür nicht sofort für ihn aufgeschlossen wurde. Molpo schob sich an ihm vorbei und holte das nach. »Hilfst du mir nachher das Wasser zu wechseln?«, fragte er, aber Tieger war bereits tief in den Gang vorgestoßen. Er schien es kaum erwarten zu können, die Höhle zu betreten. Molpo hinkte hinterher, bemüht, nicht zurückzufallen und wieder allein mit den Saltans zu sein. Zwei Mönche hatte er während Tiegiers Apathie eingearbeitet, zwei Mönche hatte er verloren. Die letzten Monate war er nur noch ohne Begleitung in die Gehege gegangen.

Er bog in die große Höhle ein und blieb stehen. Tieger hockte bereits zwischen den Saltans, die sich wie ein schwarzer wogender Teppich um ihn scharten. Der Anblick jagte Molpo einen Schauer über den Rücken.

»Hat das trüchtige Weibchen bereits geworfen?«, fragte er. »Nee, sie tut die Kinder später kriegen, Wir sin alle schon aufgereggt.« Wir?, dachte Molpo. Nicht zum ersten Mal fiel ihm auf, dass Tieger sich immer stärker mit den Saltans zu identifizieren schien. Vielleicht lag das an seinen fehlenden Händen, vielleicht aber auch daran, dass diese Tiere ihn als Einzige nicht enttäuscht hatten. Ihnen waren seine Intelligenz und seine Visionen egal; es kümmerte sie nicht, dass er mit einer einfachen Pfauchonin ein Kind gezeugt hatte.

»Wir werden später noch einmal nach ihr sehen«, sagte Molpo. »Lass uns jetzt das Wasser wechseln und dann nichts wie raus hier.« Tieger stand gehorsam auf und ging zu den großen Wassertanks. Die meisten Saltans blieben zurück. Nur ein paar schlängelten sich hinter ihm her und richteten sich in geringer Entfernung auf. Ihre Oberkörper wackelten langsam hin und her, während ihr Ortungssinn die Umgebung erfasste. Ihr Verhalten erinnerte Molpo an Leibwächter. Er begann mit der Säuberung der Tanks. Tieger stemmte sich mit dem Rücken dagegen, um sie zu kippen, und schien froh zu sein, eine Arbeit gefunden zu haben, die er ohne Hände erledigen konnte.

Es dauerte eine Weile, bis sie die Tanks von Kalk und Algen befreit hatten. Die zeitraubende und monotone Arbeit hätte ebenso gut automatisch erledigt werden können, aber Molpo empfand es als Sakrileg, künstliche Energie in der Nähe der heiligen Tiere zu verwenden. So hatte er die Modernisierungsversuche einiger junger Mönche stets gestoppt. Jetzt war er froh darüber, denn die Reinigung half Tieger dabei, sich wieder nützlich zu fühlen. Schließlich traten sie schwer atmend und schwitzend zurück. »Ohne dich hätte ich es nicht geschafft«, log Molpo. »Komm mit in die Küche, dann essen wir was zusammen.« »Will hier bleiben.« Tiegiers Blick glitt bereits zu den Saltans in ihren Gruben. »Kannst mich später holen.«

»Hast du denn keinen Hunger?« »Nee ...« Es war eine schlechte Lüge, die Molpo sofort, durchschaute. Er hatte gehofft, Tieger nach seinem Erfolgserlebnis langsam wieder in die Gemeinschaft eingliedern zu können, aber vielleicht war es dazu noch zu früh. »Du isst doch nicht etwa das Saltanfutter?«, fragte er vorsichtshalber. »Nee.«

Auch das war eine Lüge, aber Molpo hakte nicht weiter nach. Tieger hatte viel durchgemacht und es war wohl wenig überraschend, dass er zumindest im Augenblick die Gesellschaft von Saltans der von Pfauchonen vorzog. »Also gut, ich komme später noch mal vorbei.« Er wandte sich ab und hinkte in den Gang hinaus. Hinter ihm begann das leise Säuseln der Saltans. Es klang fast wie eine Verführung.

Tieger hatte beschlossen zu überleben, nicht für sich selbst, sondern für seinen Sohn und für die Saltans, die niemandem sonst ihre Geschichten erzählen konnten. Er hatte ihnen versprochen, sie an Rufas weiterzugeben, wenn er alt genug war, um sie zu hören. Das machte die Saltans glücklich. Immer wieder baten sie ihn, von dem Kampf zu berichten, den er geführt hatte. Ihre Worte waren einfach, und es fiel Tieger leicht, sie zu benutzen. Er hatte den Eindruck, dass die Saltans ihn seit seiner Rückkehr nicht mehr als Freund, sondern als Herrscher betrachteten. Es hatte irgendetwas mit einem Traum, einer Legende oder Prophezeiung zu tun, aber was es genau war, blieb unklar. Sie schienen keine Worte zu haben, um dieses Ereignis zu beschreiben.

Tieger verließ die Stallungen nur noch, um sich mit Jeke oder einem der anderen Diener zu treffen. Lo hatte kurz nach der ersten Nachricht eine zweite geschickt, in der sie sagte, sie wolle in den Bergen bleiben, bis Rufas alt genug war, um sich zu wehren. Erst dann würden sie in die Stadt zurückkehren. Tieger bewunderte Lo für ihre Klugheit und ihre Geduld, auch wenn ihm der Gedanke an die lange Trennung fast das Herz brach. Aber er blieb stark und konzentrierte sich darauf, ein Leben ohne Hände zu führen.

Selbst nach mehr als einem Jahr träumte er jede Nacht von seinen Händen. Im Schlaf spürte er, wie seine Finger über das Fell der Saltans strichen oder Los langes Haar berührten. Er kratzte sich, suchte zwischen den Zähnen nach Nahrungsresten, verschüttete nichts, wenn er einen Becher hochhob und öffnete mühelos jede Tür - sogar die mit Drehgriffen. Morgens, wenn Tieger erwachte, war er sicher, die Umrisse seiner Hände unter der Bettdecke zu sehen, aber wenn er die Arme hob, endeten sie in vernarbten Stümpfen. Bis er eines Morgens Recht behielt.

»Wo ist er?« Molpo schloss die Tür und sah sich in der Krankenstation um. Pernaq zeigte auf eine offen stehende Tür. »Er schläft noch, müsste aber gleich aufwachen. Ich dachte, es sei besser, wenn er dann vertraute Gesichter sieht.« »Weiß er, was los ist?«

Pernaq neigte den Kopf. »Ich bin mir nicht sicher.« Sie betraten den Raum. Er war lichtdurchflutet, wurde erhellt von den Strahlen der Morgensonne, die durch das große Fenster schien. Staubpartikel tanzten vor Molpos Augen. Die Ebene, die sich hinter der Scheibe erstreckte, war von grünen Feldern bedeckt. In den wenigen Wochen der Regenzeit erkannte man das Land kaum wieder. Das Bett, in dem der schlafende Tieger lag, war das einzige Möbelstück im Raum. Es stand in der Mitte und war zur Beruhigung des Patienten mit blauen Laken bedeckt. Molpo stellte sich mit dem Rücken zum Fenster, um nicht von der Sonne geblendet zu werden, und betrachtete Tiegars Arme, die unter den Laken hervorragten. Sie waren auf Höhe der Stümpfe mit einer organischen Folie umwickelt, die Knochen, Muskeln, Nerven und Sehnen mit den schwarz glänzenden Prothesen aus Kal-Yonnid verband.

»Du riskierst viel«, sagte Molpo. »Oder hat Olibec etwa seine Erlaubnis dazu gegeben?« Pernaq trat neben ihn. »Ich habe ihn nicht gefragt. Als Mediker ist es meine Pflicht, jedem Patienten die bestmögliche Versorgung zukommen zu lassen.« »Und dich damit gegen Olibec zu stellen?« »Er hat seit Monaten nicht mehr nach Tieger gefragt.« Pernaq blinzelte nervös in die Morgensonne. »Ich glaube, er hat die ganze Angelegenheit längst vergessen.« Molpo war klar, dass es sich um eine reine Schutzbehauptung handelte. Olibecs fehlendes Interesse ließ sich wohl darauf zurückführen, dass es im letzten Jahr keine Veränderungen gegeben hatte. Sobald er von Tiegars überraschender Genesung erfuhr, würde sich das ändern. Trotz dieser Einwände legte Molpo Pernaq zustimmend die Hand auf die Schulter.

»Du hast mutig gehandelt, mein Freund«, sagte er. »Deine Ehre wird keinen Schaden nehmen, selbst wenn Olibec dich bestrafen lässt.« Auch das stimmte nicht ganz, denn in den komplexen Ehrstrukturen der Gesellschaft war die Loyalität zu einem Kommandanten oder Vorgesetzten höher anzusetzen als die eigene Ehre. Im schlimmsten Fall konnte Olibec sein Recht einfordern und Pernaq wegen dieser Eigenmacht zum Tode verurteilen. Das war auch der Grund, warum Pernaq allein in der Krankenstation war. Keiner seiner Assistenten sollte zum Mitwisser werden.

»Hast du die Prothesen getestet?«, fragte Molpo, um das Thema zu wechseln. »Ja, sie sind voll funktionstüchtig. Abgesehen von ihrem Aussehen gibt es kaum einen Unterschied zu organischen Händen. Er sollte keine Schwierigkeiten bei ihrer Benutzung haben.«

Sie sahen beide nach unten, als Tieger seufzend einatmete und die Augen aufschlug. Sein Blick war glasig,klärte sich jedoch langsam. »Molpo?«, fragte er mit belegter Stimme. »Wo sind die Saltans?« »Im Gehege, dort, wo sie hingehören. Du musst dir keine Sorgen machen.« Pernaq setzte sich auf die Bettkante. »Weißt du noch, worüber wir gestern Abend geredet haben?« Tieger dachte einen Moment nach. »Du wolltest mir eine Überraschung geben ... Aber dann war ich auf einmal so müde ...« Abwesend und ohne zu bemerken, was er gerade tat, kratzte er sich am Bein.

»Was tust du da?«, fragte Pernaq lächelnd. Tieger gähnte. »Nix, hat nur ge juckt.« Molpo setzte sich auf die andere Bettkante. »Und wenn's juckt, muss man sich kratzen, ist schon klar. Und womit kratzt man sich?« »Mit den Fingern ...« Tieger blinzelte. Die linke Prothese bewegte sich, kratzte langsam und fast schon ehrfürchtig über das Laken. »Aber ...« Er hob die Arme. Molpo beobachtete ihn nervös, sah, wie seine Augen sich weiteten und sein Mund aufklappte. Die schwarzen Metallfinger zuckten, wurden zur Faust geballt und wieder geöffnet.

Versteht er es?, dachte Molpo. Versteht er, dass das jetzt seine Hände sind? Es schienen Stunden zu vergehen, bis Tieger endlich den Blick von den Prothesen abwandte und Pernaq ansah. »Darf ich ...«, begann er, brach dann jedoch ab.

»Sie behalten? Natürlich, sie gehören dir und ...« Er wollte noch mehr sagen, aber Tieger umarmte ihn plötzlich und mit solcher Kraft, dass er nach Luft schnappte. Dann fand Molpo sich auch schon in dem Griff wieder und lachte. »Störe ich?« Die Stimme schnitt wie ein Schwert in den Raum. Molpo wand sich aus Tiegars Armen und zog in einer nervösen Geste seine Robe zurecht. Pernaq stand auf. Nur Tieger blieb auf dem Bett sitzen und sah dem Pfauchonen im Türhahmen ohne jede Angst entgegen.

»Olibec«, sagte Pernaq. »Du störst natürlich nicht. Was wünschst du von mir?« »Ich dachte, es würde dir vielleicht Freude bereiten, mich auf meinem Morgenspaziergang zu begleiten, aber wie ich sehe, bist du beschäftigt.« »Vielleicht morgen ...« Pernaqs Stimme klang ein wenig höher als sonst. Er räusperte sich. »Vielleicht.« Olibec drehte sich um und verließ das Zimmer. Einen Moment später hörte Molpo, wie die Tür zur Krankenstation geschlossen wurde. »Warum hat er nichts gesagt?«, fragte er. »Die Prothesen sind doch kaum zu übersehen.«

Pernaq strich sich mit der Hand durch die Haare. »Ich bin sicher, das kommt noch.« »Nee, er wird nie was sagen.« Molpo sah Tieger an. »Woher willst du das wissen?« »Ich weiß es.« Molpo bemerkte Pernaqs kurzen Blick und hakte nicht nach. »Komm mit, Tieger!«, sagte er stattdessen. »Wieso probieren wir deine neuen Hände nicht in den Stallungen aus?« Gemeinsam machten sie sich auf den Weg. Sosehr sich Molpo auch bemühte, die absolute Sicherheit, mit der Tieger diesen einen Satz gesprochen hatte, ließ ihn nicht mehr los.

5.

... ins Licht

Es war wie der Morgen nach einem endlos langen Alptraum. Tieger genoss jeden Handgriff, jeden noch so kleinen Reiz, der sein Gehirn erreichte. Die Saltans feierten ihn wie einen Helden, sangen zu ihm von den großen Siegen, die er errungen hatte. Ja, dachte Tieger, als er zwischen ihnen in einer der Gruben lag und seine Finger durch ihr Fell gleiten ließ. Ich habe ein zweites Mal gesiegt. Er schmeckte gabrauni-zisz auf seiner Zunge und lachte. Zusammen mit La hatte er so viele Knospen entwendet, dass er immer noch ein paar übrig hatte. Die Verstecke, die er in der Höhle angelegt hatte, waren noch nicht geleert und mit seinen neuen Händen konnte er sie auch endlich wieder erreichen.

Tieger ließ sich treiben auf den Speichen des Universums. Am Morgen hatte er sich beinahe verraten, hatte von einer Vision gesprochen, die er damals, lange vor seinem Kampf, nicht verstanden hatte. Aber weder Molpo noch Pernaq schienen etwas gemerkt zu haben. Sein Geist dehnte sich aus. Wie ein Tänzer bewegte sich Tieger über die Pfade, die von den Göttern von Zabar Ardaran für ihn gelegt worden waren. Am Ende eines jeden Weges begegnete ihm das Gesicht der Zukunft, nicht unabänderbar, sondern verknüpft mit anderen Pfaden durch filigrane Netze, die er mit absoluter Klarheit sah.

Inmitten der Saltans und getragen von den Schwingen seiner Visionen, nahm Tieger nicht wahr, wie die Jahre nur so dahinflogen. Wenn er durch diese Visionen schwebte, kannte er keine Langsamkeit und keine Schwere. Dann war er ein Vogel, der frei über den Himmel glitt, so als sei es von jeher seine Bestimmung gewesen zu fliegen. Hatte seine Mutter ihm nicht prophezeit, dass er Großes erreichen würde? Und waren diese Reisen durchs Universum vielleicht die Belohnung, die er sich durch sein trostloses Leben verdient hatte? Oder lockten sie ihn nur mit der Hoffnung auf Klarheit und Frieden?

Es waren Fragen, auf die Tieger, selbst in seinen Visionen keine Antwort fand, denn er sah nie sich selbst, nur die Schicksale anderer. Seit langem wusste er, dass Molpo in hohem Alter friedlich einschlafen und Pernaq bei einem Gleiterabsturz ums Leben kommen würde. Beides schockierte ihn nicht, denn diese Endpunkte waren mit neuen Anfängen verknüpft, mit Geburten, Wendungen und Schöpfungen. Sie waren nur Teil des Weges.

An einem Abend fand Tieger jedoch das Ende eines anderen Weges. In seiner Vorfriede auf die neue Vision hatte er vielleicht ein wenig viel gabraunizisz genommen, denn er fand sich plötzlich an einem dunklen Ort wieder, den er noch nie zuvor betreten hatte. Es schien keine Verbindungen zu anderen Pfaden zu geben, kein Abweichen von dem Weg, der vor ihm lag. Zum ersten Mal empfand Tieger eine Vision als unheimlich. Vorsichtig ging er weiter, zuckte immer wieder zusammen, wenn Bilder wie Blitze durch seine Gedanken schossen. Er sah Raumschiffe, die einen Planeten verdunkelten, dann Feuer, das vom Himmel regnete.

Sein Kopf begann zu schmerzen und er schüttelte sich, versuchte von sich aus die Vision zu beenden. Dann stürzte das Universum auch schon über ihm zusammen. Da sind Schiffe, Hunderte oder Tausende. Sie schweben über dem Planeten. Ein achtmal achtköpfiges Ungeheuer lässt Feuer regnen, brennt sich durch die Galaxis, bis nichts mehr übrig ist außer erkaltenden Welten und erloschenen Sternen. Der Auftrag der Pfauchonen ist gescheitert, ihre Ehre verloren. Tieger wand sich unter dem Wissen und spürte unendliche Scham. Dann riss die Vision ihn erneut hinweg.

Siame, die Gattin des Prinzenkriegers Soner. Sie ist in der Gläsernen Stadt, auf dem Planeten Kazién in der Speiche Kaza. Dort ist ein Raum, in dem sie sitzt. Angst flackert in ihrem Blick.

Sie allein kann sich über das Chaos erheben, die Ehre der Pfauchonen bewahren und die Schmach verhindern. Aber sie ist gefangen, dem Tode ge-

weiht. Doch da ist jemand. Er kommt aus dem Nichts, fegt die Wachen hinweg und rettet die Prinzessin. Sein Gesicht spiegelt sich im Glas der Scheiben. Tiger riss die Augen auf und fuhr hoch. »Ich?«

Noch nie war Tiger einen so schweren Weg gegangen. Barfuss und nach Saltan stinkend stand er im Korridor vor der schweren Holztür und wartete, dass sich sein Schicksal entschied. Sein Herz setzte vor Schreck einen Schlag aus, als die Tür geöffnet wurde und ihm ein junger Mönch entgegentrat. »Er wird dich jetzt empfangen.« Tiger verneigte sich und betrat das Büro. Tiefe Teppiche schluckten das Geräusch seiner Schritte und kitzelten unter den Fußsohlen.

Olibec stand am Fenster und drehte ihm den Rücken zu. Sein langes weißes Haar glänzte. Der Saltan mit seinen grauen Altersflecken stand waagerecht daraus hervor. Tiger konnte seine Aufregung spüren. »Ich hätte nicht gedacht, dass du es noch einmal wagst, mir unter die Augen zu treten«, sagte Olibec. »Was willst du?«

Tiger trat unruhig von einem Bein auf das andere. Seine rechte Hand begann die Bilder an der Wand zu zählen. Er befahl ihr, damit aufzuhören. »Ich hab 'ne Vision gehabt.« Olibec drehte sich um. Seine Stimme gewann an Schärfe. »Braucht man dafür nicht gabrauni-zisz?« »Hab ich gestoh... geholt.« Er sprach schnell, um nicht noch einmal unterbrochen zu werden. »Ich hab einen Schatten über uns gesehen, über allen Pfauchonen. Feuer und Schiffe waren dort und Prinzessin Sihame. Sie ist gefangen und ...« Tiger brach ab.

»Was und?«, hakte Olibec nach. »Nix.« Er empfand es plötzlich als falsch, von seiner eigenen Beteiligung zu sprechen. Propheten sahen nie ihr eigenes Schicksal. Dass er es trotzdem gesehen hatte, machte ihn zu einem noch größeren Außenseiter. Olibec trat an den Schreibtisch und stützte die Finger auf die Platte. Tiger zog den Kopf ein, aber die Entgegnung kam ruhig und ernsthaft. »Du hast Recht, Junge. Es liegt ein Schatten über dieser Galaxis und all seinen Bewohnern. Eine große Gefahr droht uns.«

»Dann ist meine Vision wahr?« »Viele haben sie gehabt, und viele kümmern sich darum.« Olibecs Blick flackerte. Eine Ader pochte deutlich sichtbar an seinem Hals. »Denk nicht mehr darüber nach! Überlass das den Propheten!« »Aber ich bin auch ein Prophet!« Tiger hätte beinahe mit dem Fuß aufgestampft, beherrschte sich aber im letzten Moment. »Ich hab's doch gesehen«, fügte er dann etwas kläglich hinzu. »Und du hast mir davon berichtet«, sagte Olibec. Er klang plötzlich ungeduldig und gereizt. Schweiß stand auf seiner Stirn. »Du hast deine Pflicht erfüllt. Also gehe zurück zu deinen Saltans und kümmere dich um sie. Dort liegt deine Aufgabe. Hast du das verstanden?«

»J a. Das werde ich.« Tiger verneigte sich tief und verließ das Büro. Erst als er beinahe die Gehege erreicht hatte, fiel ihm auf, dass Olibec ihn nicht wegen des Gabrauni-zisz-Gebrauchs bestraft hatte. Der Vorsteher des Klosters war noch nicht einmal darauf eingegangen. Dabei hatte Tiger nur deshalb so lange mit seinem Gang in das Büro gezögert. Es war ihm klar gewesen, dass die anderen Propheten von der Bedrohung erfahren mussten, aber er hatte sich vor Olibecs Reaktion gefürchtet.

Dass die ausgeblieben war, hielt er für seltsam. Tiger dachte an den waagerecht stehenden Saltan und den Schweiß auf Olibecs Stirn. Etwas schien an seinen Nerven zu zerren und ihn förmlich zu verzehren. Die Gefahr für die Pfauchonen musste tatsächlich sehr groß sein, wenn selbst ein mächtiger Klostervorsteher Angst bekam. Ist das nicht der Beweis, dass ich Recht habe?, fragte sich Tiger. Kann nur Sihame das Unglück verhindern?

Aber wenn dieser Teil der Prophezeiung stimmte, bedeutete das nicht auch, dass er die Prinzessin befreien musste? Daran wagte er kaum zu denken. Stattdessen verdrängte er die Vision, so gut es ging, und ging in die Stallungen - zu den Geschichten der Saltans.

Drei Nächte lang ertrug Tiger die Alpträume, bevor er sich der Prophezeiung ein weiteres Mal stellte. Es hatte keinen Sinn, die Wahrheit zu leugnen, denn im Schlaf kehrte sie doch immer zurück. Also akzeptierte er, dass es sein Schicksal war, Sihame zu befreien. Nur wie er das anstellen sollte, verriet ihm die Vision leider nicht. Er hatte kein Raumschiff, um nach Kazién zu fliegen, keine Waffen, um sich gegen die Wachen zu stellen, und vor allem nicht die Intelligenz, um durch eine List zu siegen. Tiger war denkbar ungeeignet für diese Aufgabe.

Er dachte an die Urteilsverkündung, die ihn seine Hände gekostet hatte. Olibec hatte ihm vorgeworfen, weder ein Gehirn noch ein Herz zu besitzen, hatte in ihm nur die Stärke seiner Hände gesehen. Aber trotzdem war er immer noch ein Prophet, war geboren worden in eine Familie von Propheten und lebte unter ihnen. Sie glaubten, er sei nichts wert selbst Molpo und Pernaq schenkten ihm eher ihr Mitleid als ihre Freundschaft-, doch er hatte begriffen, dass die Visionen Verantwortung bedeuteten. Die Götter von Zabar-Ardaran schenken sie nur dem, den sie für würdig hielten, und er wollte seine Ehre nicht verlieren, indem er sie enttäuschte.

Olibec würde das kaum verstehen, so viel wusste Tiger. Das hieß, er war auf sich gestellt, ganz allein, und er hatte keine Ahnung, wie er die Prophezeiung erfüllen sollte. Er legte sich zwischen die Saltans und atmete ihren Geruch ein. Sie glitten über ihn hinweg, schenken ihm ihre Wärme, bis er schließlich einschlief.

Er blickt über die Gläserne Stadt. Das Licht bricht sich in den Kuppeln, strahlt ihm in tausend Regenbogen entgegen. Er dreht sich um, schreitet dem Palast des Prinzenkriegers entgegen. Die Saltans zu seinen Füßen sind wie eine Woge, stark und unaufhaltsam. Von ihren Saugrüsselschnauzen tropft Blut. Er spürt ihre Erregung, weiß, dass sie sich den Wachen am liebsten entgegenwerfen würden, aber sie halten sich zurück - für ihn, nur für ihn. Er ist ihr Feldherr. Sie sind seine blinde, starke Armee.

Tiger öffnete die Augen. Sein Gesicht war nass von Schweiß, seine Finger zitterten. Er glaubte die Gläserne Stadt vor sich zu sehen, der Palast war zum Greifen nah. Kein Traum konnte so wirklich sein, nur eine Vision verfügte über die Macht, ihn an einen anderen Ort zu versetzen. In seinem Kopf rauschte das Blut, als er aufstand und aus der Grube stieg. Er drehte sich um die eigene Achse, spürte Schwindel und wäre beinahe gestürzt. Die Realität verblasste gegenüber der Vision, wurde zu einem Traum, aus dem er nur erwachen konnte, wenn er seinem Schicksal bis zum Ende folgte.

Tiger hob die Arme und sandte den Ruf aus. Er wurde von den Saltans aufgenommen und verbreitet, bis er in den Nischen und Spalten des Gewölbes widerhallte und sich niemand seinem Zwang entziehen konnte. Und dann kamen sie, Tausende von Saltans. Ihre Saugrüssel reckten sich ihm entgegen, kampfbereit und loyal. Sie waren seine Freunde, seine Armee und er war bereit, sie in die Schlacht zu führen.

Als Molpo die Schreie hörte, sprang er von seinem Bett auf und hinkte zum Fenster. Aus den Gängen unter ihm rannten Mönche in den Innenhof. Einige kletterten auf die Leitern, die auf die Mauerkrone führten, oder sammelten sich in den Antigravfahrröhren. Molpo öffnete das Fenster. »Was ist denn da unten los?«, rief er. Ein Mönch zeigte auf einen Punkt, den er von seiner Position aus nicht sehen konnte. »Tiger hat die Gattertüre geöffnet! Die Saltans sind überall.«

Wie zur Bestätigung schossen mehrere hundert Tiere auf den Innenhof. Der Mönch verschwand unter ihnen. Seine Schreie dauerten nur Sekunden. Molpo warf seine Robe über und steckte die Schwerter ein. Nach kurzem Zögern nahm er auch eine Strahlenpistole mit. Gegen die heiligen Tiere konnte er sie natürlich nicht einsetzen, aber vielleicht steckte ja mehr als ein nachtsamer Saltanwärter hinter diesem Chaos. Auf dem Weg nach unten stolperten ihm blutüberströmte Propheten entgegen. Einige waren von den Saugrüsseln förmlich durchbohrt worden.

Molpo dachte an die Frage, die er seit Jahren zu beantworten suchte: Wenn man von, einem Saltan getötet wurde, nahm er dann nur das Leben oder auch die Seele? War er in der Lage, einem Körper auch ohne Mishim die Seele zu entreißen, oder behielt man wenigstens seine Ehre, wenn man im Kampf fiel? Molpo verdrängte den Gedanken, als er endlich den letzten Gang hinter sich gebracht hatte und in den morgendlichen Innenhof trat.

»Alle auf die Mauern!«, schrie er die Mönche an. »Und weg mit den Leitern!«

Sie gehorchten, sichtlich erleichtert, dass endlich jemand das Kommando an sich gerissen hatte. Molpo stieg auf eine Antigravplattform und ließ sie auf halber Höhe stoppen, um einen Überblick zu gewinnen. Es waren nur wenige Saltans zu sehen. Mit atemberaubender Schnelligkeit schossen sie über den Innenhof, schnappten nach Füßen und Roben oder stießen sich vom Boden ab auf die ungeschützten Kehlen zu. Ihre Opfer ließen sie auf den Steinen liegen. Molpo zählte über zwanzig Mönche, die tot vor den Mauern lagen. Obwohl er sie alle seit Jahren kannte, konnte er nicht sagen, um wen es sich handelte. Sie waren bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Er sah Pernaq an einem der Fenster auftauchen. »Bleib oben!«, rief er ihm zu. »Die Saltans sind ausgebrochen!« Pernaq verschwand aus seinem Blickfeld, ohne zu antworten. Molpo war unsicher, ob er ihn verstanden hatte. Seine Gedanken verharrten jedoch nicht bei dieser Frage, sondern wandten sich der nächsten zu. »Wo ist Tieger?«, fragte er die Mönche um sich herum. »Habt ihr ihn gesehen?« »Ich bin hier«, antwortete eine Stimme. Molpo blickte zu den Gängen, die tief in den Felsen führten. Saltans glitten daraus hervor, zuerst Hunderte, dann Tausende. Und mitten unter ihnen Tieger, den Kopf schräg gelegt, die Arme ausgestreckt, als wolle er sie willkommen heißen.

Einer der Mönche zog mit einem schabenden Geräusch sein Schwert. »Er hat sie freigelassen!«, schrie er und lief mit hoch erhobener Klinge auf Tieger zu. Der stieß nur einen Laut aus, ein seltsames hohes Zischen, und sofort sprangen mehrere Saltans auf den Mönch zu. Zwei bohrten sich in seine Oberschenkel, der dritte durchstieß die Kehle des schreienden Mannes. Es sah aus, als hätten sie sich abgesprochen. Tieger zischte erneut, und sie kehrten an seine Seite zurück. Einige andere Saltans trieben einen Mönch aus dem Gang und hetzten ihn im Innenhof zu Tode, ohne dass sie aufgehalten wurden. Tiegers Zischlaute brachten sie erst danach zurück zur Gruppe.

»Bei den Göttern ...« Molpo sank auf die Knie. Die Strahlenpistole entfiel seiner Hand. »Er ist der Saltansprecher. Die Prophezeiung hat sich erfüllt. Der Saltansprecher lebt unter uns!« Im gleichen Moment betrat Olibec den Innenhof.

Pernaq war völlig außer Atem, als er den letzten Gang verließ und in die helle Morgensonne stolperte. Er stützte sich an einer Mauer ab und holte tief Luft. Um ihn herum knieten die Mönche des Klosters mit gesenkten Köpfen. Einige hielten wie Pernaq Strahlenpistolen in der Hand, aber niemand setzte sie ein. Tieger war der Saltansprecher, und in dieser Funktion war er ebenso heilig wie die Saltans selbst. Ihn anzugreifen war ein unvorstellbarer Gedanke.

Nur zwei Pfauchonen standen im Innenhof, starrten einander an wie Gegner in einem ungleichen Duell. Der eine war Tieger, umgeben von Tausenden der Saltans, der andere Olibec, allein und unbewaffnet. Knie nieder!, dachte Pernaq. Wenn du überleben willst, geh endlich in die Knie! »Du wirst«, sagte Olibec stattdessen zu Tieger, »in die Stallungen zurückkehren und die Saltans wieder einsperren. Danach werden wir über dich Gericht halten.« Die Saltans bewegten sich auf einen gezischten Befehl. Zehn von ihnen glitten Olibec entgegen und hielten dicht vor ihm an. Ihre Oberkörper pendelten langsam hin und her, aber er wich nicht zurück. Tieger sah ihn an. »Ich bin der Saltansprecher. Du musst tun, was ich will.«

»Eher würde ich sterben, als den Befehlen eines Schwachsinnigen zu folgen. Es ist göttliche Ironie, dass du glaubst, der Saltansprecher zu sein, eine Lektion, die uns Demut lehren soll, nichts weiter. Wir haben sie verstanden, damit ist deine Aufgabe erfüllt. Also kehre zurück in die Stallungen, bevor die Götter deine Arroganz bestrafen.« »Du machst also nicht, was ich sag?«, hakte Tieger nach. Es war deutlich zu erkennen, dass er weniger als die Hälfte des Gesagten verstanden hatte. »Nein.«

Pernaq trat vor. »Olibec, es kann keinen Zweifel daran geben, dass er der Saltansprecher ist. Du hast ihn selbst in ihrer Sprache reden hören. Er ist der Oberste der Propheten, so steht es in den Schriften. Es ist Unrecht, dich über ihn zu erheben.« Ein zustimmendes Raunen ging durch die Menge. Sie alle hatten die Schriften gelesen. Olibec lachte bitter. »Aber es steht auch in den Schriften, dass man den Saltansprecher an seiner Intelligenz und seinem Geschick erkennen wird. Sehr ihn euch doch an, ihr verblendeten Narren! Er ist nicht der Saltansprecher, er ist nur ein Scherz der Götter. Wenn ...«

»Du glaubst mir nicht?« Pernaq hatte Tieger noch nie in einem so aggressiven Tonfall reden hören. »Dann zeig ich's dir.« »Warte!« Molpo schrie diesen Einwand, aber es war bereits zu spät. Aus dem Stand sprangen vier der Saltans an Olibec empor. Ihre Saugrüsselschnauzen bohrten sich in seine Seite. Ein fünftes Tier fand sein Knie. Pernaq wollte sich abwenden, als die Schreie begannen, aber er war wie gelähmt. Mit weit aufgerissenen Augen sah er zu, wie Olibec zusammenbrach, bis seine Schreie abbrachen. Olibec war tot.

Tieger rief die Saltans nicht zurück. Erst nach einer Weile hob er den Kopf. »Ich will einen Sternkreuzer«, sagte er. »Der soll mich und die Saltans nach Kazién fliegen. Krieg ich den?« Pernaq warf Molpo einen kurzen Blick zu und sah dessen Zustimmung. »Ja«, antwortete er so laut, dass jeder Mönch ihn verstehen musste. »Du bekommst, was immer du verlangst.«

Irgendwann während des Fluges erwachte Tieger aus der Benommenheit, die seinen Geist umgeben hatte. Seit dem Aufschließen der Tore hatte er das Gefühl gehabt, einen Fremden in seinem Körper zu beobachten. Dieser Fremde, nicht er, hatte den Saltans den Befehl zum Angriff gegeben, hatte zugelassen, dass die Mönche unter ihren Saugrüsseln starben, hatte Olibec getötet und war mit seiner Armee schließlich in das riesige, diskusförmige Raumschiff des Klosters gestiegen. Aber jetzt war der Fremde verschwunden, und zurück blieb nur Tieger, der zitternd vor Aufregung auf der Brücke des Sternkreuzers stand. Ich bin der Saltansprecher, dachte er immer wieder. Ich bin der Oberste der Propheten.

Er wusste, dass er nie verstehen würde, was das wirklich bedeutete, aber der Gedanke war zu schön, um ihn in die Schublade zu verbannen. Am liebsten hätte er sich in die Stallungen zurückgezogen, um neben den Saltans davon zu träumen, doch das ging nicht mehr. Er musste die Prophezeiung erfüllen. Tieger ging in die Knie und streichelte einen der Saltans, die er mit auf die Brücke genommen hatte. Die meisten waren in einem der Frachträume untergebracht worden. Nur einige hundert - oder waren es tausend? blieben als Wache bei ihm. Tieger spürte ihre Angst und die Sehnsucht nach den dunklen Höhlen, aber auch ihre Gewissheit, dass er sie schützen würde, egal, wo sie sich aufhielten.

Eine innere Stimme fragte ihn, ob er das Recht hatte, die heiligen Saltans für seine Zwecke einzusetzen. Sie waren schließlich seine Freunde und vertrauten ihm. Auch die Gesichter der toten Mönche tauchten ständig in seinem Geist auf. Er hatte zugelassen, dass sie starben, war damit zu ihrem Mörder geworden.

Konnte das göttlicher Wille sein? »Saltansprecher!« Die Stimme des Kommandanten riss ihn aus seinen Gedanken. Er war ein junger Pfauchone, der es kaum wagte, ihm in die Augen zu blicken. Auch der Rest der Besatzung zeigte Ehrfurcht. »Wir haben das Kazién-System erreicht.«

Der Kommandant sagte noch etwas, aber Tieger hörte längst nicht mehr zu. Die Reise war viel zu schnell vergangen. Er hatte keinen Plan, nicht den Hauch einer Ahnung, wie er sich nach der Landung verhalten sollte. Wusste man auf Kazién, dass ein Mörder - denn nichts anderes war er auf dem Weg zu ihnen war? Würden sie seine Landung verhindern oder ihn als den Saltansprecher verehren? Tieger kratzte sich am Kopf. Wenn er doch nur jemanden hätte fragen können, Molpo oder Pernaq. Sogar Olibecs Rat wäre ihm jetzt willkommen gewesen. Doch er war allein. Die Last der Verantwortung drückte ihn nieder und brachte seine Knie zum Zittern.

»Was hast du gesagt?«, fragte er, als die Stimme des Kommandanten wieder an sein Bewusstsein drang. »Ich sagte, dass im ganzen System nur rund hundert Wachschiffe patrouillieren und dass sie uns nicht behelligen werden, weil wir dich und die Saltans an Bord haben.« »Sind hundert Wachschiffe viel?« »Nein, das ist sehr wenig. Der Rest der Flotte befindet sich im Orbit des Planeten Vision, bei den Pangalaktischen Statistikern.« Der Kommandant drückte einige Knöpfe. Die Sterne auf dem Bildschirm wurden von einem großen blau-weißen Planeten abgelöst.

»Jetzt muss ich nur noch wissen, wo wir landen sollen.« Tieger zeigte mit dem Finger auf den Schirm. »Lande vor dem Palast des Prinzenkriegers.« Der Kommandant zögerte einen Moment, bevor er antwortete. »Wie du wünschst, Saltansprecher.«

Die Gläserne Stadt glitzerte wie die Oberfläche eines riesigen Sees, als der Sternkreuzer vor dem Palast des Prinzenkriegers Soner aufsetzte. Tieger betrachtete den Bildschirm, suchte vergeblich nach Anzeichen einer Gegenwehr oder Hinweisen darauf, dass man ihre Anwesenheit überhaupt bemerkte. Der Palast lag so ruhig vor ihnen, als sei er ausgestorben. »Wie lauten deine Befehle?«, fragte der Kommandant. Seine Stimme klang nervös.

Tiegers rechte Hand begann zu zählen. Er hatte sich die gleiche Frage während der ganzen Reise gestellt, doch eine Antwort wusste er nicht. Es war mehr Verzweiflung als durchdachtes Handeln, was ihn schließlich antworten ließ. »Öffne die Schleusen der Frachträume!«, sagte er leise. Der Kommandant gab die Anordnung durch eine Geste weiter. Irgendwo im Bauch des Diskusschiffs schob sich Metall übereinander, als die Türen des Frachtraums geöffnet wurden. Tieger glaubte, dass Zischen der Saltans zu hören und die Freude zu spüren, mit der sie der Freiheit entgegenglitten. Er wandte sich vom Bildschirm ab, begierig, ihnen zu folgen.

Die Stimme des Kommandanten hielt ihn zurück. »Willst du, dass wir hier warten, Saltansprecher?« Ihm war anzusehen, dass er keine positive Antwort wünschte. »Ja.« Tieger ging zur Tür, die sich lautlos vor ihm öffnete. Einer plötzlichen Eingebung folgend, drehte er sich noch einmal um. Er gab den Saltans einen kurzen Befehl und sah den Kommandanten an. »Sie warten mit dir. Wenn du fliegen tust ohne mich, werden sie böse.«

»Das würde ich nie ...« Die Tür schloss sich und beendete seine Beteuerungen. Tieger ging den Korridor entlang. Sein Herz schlug wild und unkontrolliert. Seine Zahlenhand bewegte sich ununterbrochen, zählte die Türen in der Wand, die dunkelblauen Paneele an der Decke und Tieggers eigene Schritte. Die Angst ließ das Blut in seinen Ohren rauschen und trocknete seinen Mund aus, aber er hielt nicht an. Er hatte das Ziel seiner Vision erreicht. Jetzt war er nur noch ein Werkzeug der Götter von Zabar-Ardaran.

Sein Name war Urdus Angobal. Er war der höchste Assassine im Dienste des Prinzenkriegers Soner und kommandierte zwei Dutzend Krieger. Sie alle hatten sich in dem lichtdurchfluteten Saal im Hauptflügel des Palasts versammelt. Ihre weiße Kleidung reflektierte die Mittagssonne so stark, dass es die Augen zum Tränen brachte. Niemand sagte ein Wort. Urdus streifte die weißen Handschuhe über. Sie demonstrierten für jeden deutlich sichtbar, dass er und seine Krieger bereit waren, Leben zu nehmen. Er wusste, dass es für sie alle das letzte Mal sein würde.

Er wandte sich den Assassinen zu, die vor ihm knieten. »Der Herr des Lichts«, sagte er, »hat uns stets sein Vertrauen geschenkt. Heute bittet er ein letztes Mal um unseren Einsatz. Mögen die Götter uns die Güte erweisen, unsere Ehre mit in den Tod zu nehmen.« Er verneigte sich vor den Kriegern und zog die beiden Schwerter aus seinem Gürtel. Sein Gesicht spiegelte sich in ihrem Stahl. Ruhig legte er sie zu Boden, die Klingen auf sich selbst gerichtet, so, wie es die Tradition verlangte. Die Krieger folgten seinem Beispiel, bis jeder von ihnen keine Waffe außer dem Mishim bei sich trug. Erst dann erhoben sie sich.

»Unser Leben für den Herrn des Lichts.« Ihre Stimmen hallten durch den Saal. Urdus legte die Hand auf den Mishim. Im Gleichschritt folgten ihm die zwei Dutzend Assassinen durch die Korridore des Palasts nach draußen. Keiner von ihnen zögerte, als sie den Sternkreuzer sahen. Sie tauschten noch nicht einmal besorgte Blicke aus, als ihnen der pfauchonische Prophet inmitten Tausender von Saltans entgegenkam. Ihr Mut und ihre Loyalität erschienen vollkommen. Urdus war stolz auf sie.

An den Eingangstoren des Palastgeländes blieben sie stehen. Die beiden Flügel waren geöffnet, die Wachen nirgendwo zu sehen. Wie befohlen hatten sie sich weit ins Innere zurückgezogen. Urdus nahm die Kampfstellung ein, streckte den rechten Fuß nach außen und ging leicht in die Knie. Mit beiden Händen zog er den Mishim aus dem Gürtel, streckte die Klinge den Eindringlingen entgegen, wobei er wohl wusste, dass er keine Chance hatte. Ein einziger Schuss aus der Strahlenpistole hätte gereicht, um den Angriff zu beenden und den Saltansprecher zu töten. Ein paar Minen, und von den Saltans wäre nichts außer Fetzen übrig geblieben. Doch das war unmöglich. Eher hätte Urdus sein eigenes Leben beendet, als das eines Saltans zu nehmen.

Und so, dachte er, kommt der Tod heute zu uns allen. Er sah auf, als das Säuseln und Zischen der Saltans an Lautstärke gewann. Der Prophet, der wie ein Rachegott aus einer uralten Legende zwischen ihnen stand, hob die Arme. Er sagte etwas in einer fremden, seltsamen Sprache, die Urdus nicht verstand und auch nicht verstehen musste. Die Bewegung, die plötzlich in die Saltans kam, machte auch so deutlich, was der Prophet gesagt hatte.

Er hatte den Befehl zum Angriff gegeben. Urdus spannte sich an, als die schwarze Woge aus Saltans wie eine Springflut auf ihn zuschoss. Sekunden bevor sie seine Assassinen erreichten, schloss er die Augen, um ihren Tod nicht mit ansehen zu müssen. Trotzdem empfand er nichts als Stolz, als die Krieger um ihn herum zu Boden sanken. Denn sie starben, so, wie er es sie gelehrt hatte. Stumm. So, wie auch er starb.

Tieger sah nicht zurück. Das Fremde, das ihn im Kloster geführt hatte, blieb verschwunden, sodass er das Massaker bei vollem Bewusstsein erlebt hatte. Nur wenige Lidschläge hatte es gedauert, um die weiße Kleidung der Assassinen rot zu färben und den Boden mit Blut zu tränken. Tieger spürte die Genugtuung der Saltans, hatte Schwierigkeiten, sie unter Kontrolle zu halten, als sie gemeinsam den Palast betraten. Obwohl er noch nie zuvor dort gewesen war, wies die Vision ihm den Weg, führte ihn mit traumwandlerischer Sicherheit durch die Gänge und Säle des Palasts. Immer wieder begegnete er Soldaten des Prinzenkriegers, aber keiner von ihnen versperrte den Weg oder wagte es auch nur, ein warnendes Wort zu äußern. Stattdessen wichen sie den Saltans und ihrem Sprecher aus, neigten nur ergeben den Kopf, wenn sein Blick sie traf, und tuschelten leise in seinem Rücken.

Tieger bemerkte das kaum. Der Blutgeruch, der von den Saltans ausging, der Prunk des Palasts und die Sicherheit, die seine Vision ihm gewährte, überfluteten seine Sinne und brachten seine Gedanken ins Stocken. Er bemerkte erst, dass er die Privatgemächer der Prinzessin erreicht hatte, als zwei Dienerinnen sich vor ihm auf die Knie warfen und um das Leben Sihames bettelten. »Wo ist sie?«, fragte er, ohne auf ihr Bitten einzugehen. Die beiden Frauen blieben reglos knien. Ihre Blicke flackerten zwischen ihm und den Saltans hin und her. Ihre Angst erregte die Tiere. Trotzdem senkten die Dienerinnen nur schweigend den Kopf.

Tieger hätte ihnen gern gesagt, dass er von den Göttern mit der Rettung Sihames betraut worden war, aber das alles war so kompliziert, dass er nicht wusste, wo er anfangen sollte. Also ging er einfach schweigend an ihnen vorbei, folgte so weiter seiner Vision. Die Saltans schlossen sich ihm an, ohne auf einen Befehl zu warten. Sie schienen instinktiv zu spüren, dass die Zeit des Tötens vorbei war.

Obwohl Tieger über eine bildliche Vorstellung des Palasts verfügte, verlief er sich viermal, bevor er einen Soldaten traf, der ihm mit schreckgeweiteten Augen den Weg zum Gefängnis der Prinzessin erklärte. Wenig später standen er und die Saltans vor einer Tür, die mit einem kompliziert aussehenden elektronischen Schloss gesichert war. Tieger trat sie einfach ein.

Der Raum, in den er vom eigenen Schwung hineingetragen wurde, lag im Halbdunkel. Die Vorhänge waren zugezogen und nur wenig Licht drang durch die Ritzen. Es warf ein Muster von zitternden Schatten auf den Boden und an die Wände. Einer dieser Schatten hatte die Form einer Pfauchonin und hielt zwei Klingen in den Händen. Die Pfauchonin trat aus der Nische hervor, als sie erkannte, dass Tieger ihr Versteck entdeckt hatte. »Ist mein Gatte zu feige, um selbst zu mir zu kommen?«, fragte sie. Ihre Worte klangen mutig, aber ihre Stimme zitterte.

Tieger sah sie an. Es gab keinen Zweifel daran, dass Sihame vor ihm stand. Sie war mehr als einen Kopf kleiner als er, schmal, mit einem lang gezogenen, scharf geschnittenen Gesicht, dessen Haut weiß und weich wirkte. »Du bist Sihame. Ich befreie dich.« Sie ließ die Klingen sinken, startete ihn mit einer Mischung aus Hoffnung und Verzweiflung an. »Warum?« Das war eine Frage, auf die Tieger keine Antwort wusste. Und wie immer, wenn das Leben ihn mit etwas konfrontierte, was außerhalb seines Verständnisses lag, fand er nur eine einzige Erklärung.

»Gozin«, sagte er.

Prinzessin Sihame ahnte, dass die Götter ihr ein zweites Leben geschenkt hatten. Sie, die versucht hatte, ihren Gatten zu ermorden, saß jetzt an Bord eines Raumschiffs und sah, wie Kazién langsam in den Tiefen des Alls verschwand. Nie hätte sie damit gerechnet, diesen Anblick noch einmal genießen zu können, hatte die letzten Tage vielmehr im Bewusstsein ihres eigenen unabwendbaren Todes verbracht. Die Rettung durch einen offensichtlich zurückgebliebenen Pfauchonen erschien ihr beinahe wie ein Traum.

»Ich habe mich noch nicht bei dir bedankt«, sagte sie und drehte sich zu Tieger um. Der neigte den Kopf. »Ist nicht nötig, ist Gozin.« Er wirkte verunsichert, wie jemand, der nicht an die Gesellschaft von Frauen gewöhnt ist. Vielleicht war es auch nur die Erkenntnis, vor der zweitmächtigsten Person dieser Speiche zu stehen, die ihn verlegen machte. »Wieso hast du das getan?«, fragte Sihame, die froh war, dass er zumindest die Saltans nicht mit in ihre Kabine gebracht hatte. »Haben die Götter es dir gesagt?«

Er wischte sich mit den Händen über die verdreckte Hose. Sihame bemerkte das Blut an seinen nackten Füßen, schwieg jedoch. »Es war eine Vision«, sagte Tieger schließlich. »Da ist eine Gefahr, ein Schatten. Er bedroht uns alle, alle. Pfauchonen, ob Prophet oder nicht. Nur du kannst uns helfen.« »Wie?«

»Weiß nicht, aber wenn du nicht was tust, werden alle sterben. Das hab ich gesehen.« Sihame stellte seine Worte nicht in Frage. Er war der Saltansprecher, der mächtigste aller Propheten, und wenn er eine Vision gehabt hatte, musste sie stimmen. »Ich danke dir für deine Worte und für deinen Mut«, sagte sie. »Ich bin Prophet. Es ist meine Pflicht, den Visionen zu folgen.« Es klang auswendig gelernt, aber Sihame war sicher, dass er es ernst meinte. Sie ging zurück zum Fenster und sah hinaus in die Dunkelheit.

Das elektrische Licht, das auf Raumschiffen gegen jede Tradition eingesetzt werden musste, verursachte ihr Kopfschmerzen und beeinträchtigte die Konzentration. Sie hatte den Kommandanten des Sternkreuzers gebeten, erst einmal das System zu verlassen und weitere Befehle abzuwarten. Im Moment wusste sie nicht, wohin sie sich wenden sollte. Wenn Soner von ihrer Flucht erfuhr, war sie nirgends wirklich sicher. Sie wusste ohnehin

nicht so recht, was derzeit alles geschah, hatte von den Ereignissen auf dem Planeten Zabbar-Ardaran gehört, wusste, dass man die Welt der Pangalaktischen Statistiker evakuiert hatte, konnte diese Nachricht aber nicht richtig einordnen.

»Eine Bitte hab ich«, sagte Tieger nach einer Weile. »Wenn es in meiner Macht steht, werde ich sie erfüllen.« »Ich will zurück nach Follmonk. Die Saltans sind hier nicht richtig, die müssen in ihre Höhlen. Da gehören sie hin, ohne das viele Licht.« Sie verneigte sich, erkannte durch die Geste an, dass er über ihrer eigenen Stellung stand. »Es erfüllt mich mit Freude, deiner Bitte entsprechen zu dürfen«, sagte sie förmlich. »Wir werden ...«

Die Stimme des Kommandanten unterbrach sie. »Prinzessin«, drang es aus dem Lautsprecher. »Wir haben einen Funkspruch aus der Speiche Kmi vom Prinzenkrieger Sabal erhalten. Der Herr des Morgens hat die Nachricht persönlich aufgegeben.« Mein Bruder?, fragte sie sich. Wie hat er so schnell erfahren, dass ich geflohen bin? »Ich möchte sie hier in meiner Kabine hören«, sagte sie laut. »Selbstverständlich.«

Es knackte kurz, als der Kommandant aus der Leitung ging und die Funknachricht auf den Kanal legte. »Sihame«, hörte sie die unverzerrte Stimme Sabals einen Moment später. »Du musst so schnell wie möglich zum Planeten Zoun reisen. Ich habe in meinem Palast Fremde aus einer anderen Galaxis empfangen, die direkt von Zabbar-Ardaran kommen. Sie haben Dinge berichtet, für die ich keine Erklärung weiß. Beeil dich!« Sihame lauschte dem Funkspruch noch dreimal, bevor sie ihn vernichten ließ. Sie hatte ihr Ziel gefunden und vielleicht, so befürchtete ein Teil von ihr, auch den Beginn von Tiegers Vision.

Epilog

Es tat gut, zurück in den Höhlen zu sein. Die Saltans wälzten sich in den Pfützen, genossen die kühlen Steine unter ihrem Bauch und die feuchte, modrige Luft. Tieger lag zwischen ihnen, eingehüllt in ihre Wärme und ihren Geruch. Viele neue Geschichten hatten sie jetzt zu erzählen, und in jeder einzelnen verehrten sie ihn. Es war Tieger fast schon ein wenig peinlich.

Erst vor kurzem hatte ein Sternenkreuzer ihn und die Saltans in Sihames Auftrag auf Phitter abgesetzt. Mit dem Stolz eines Prinzenkriegers hatte er Follmonk betreten, war an Molpo und den anderen vorbeigeschritten, während sie auf dem Boden knieten. Niemand hatte ein Wort gesagt, selbst Pernaq nicht, der sonst so viel sprach. Tieger wusste nicht, ob sie froh darüber waren, dass der Saltansprecher in ihre Mitte zurückgekehrt war, oder ob sie ihm den Tod auf einem fernen Planeten gewünscht hatten. Er fragte nicht danach, ging nur ruhig in die Höhlen, in denen er seine Bestimmung gefunden hatte.

Tieger lächelte, als er das gabraunizisz auf seiner Zunge spürte. Eine letzte Knospe hatte er in seinem Versteck gefunden, und er freute sich darauf, den Göttern in einer neuen Vision zu begegnen. Vielleicht würde er mehr über die Gefahr erfahren, die Wassermal drohte, würde Sihame, die ihn irgendwie an Lo erinnerte, ein weiteres Mal helfen können. Er schloss die Augen. Sein Geist stieg empor, suchte nach den Pfaden, über die er wie ein Tänzer gleiten wollte, und setzte zum Flug durch die Verschlingungen der Zeit an.

Was er jedoch fand, war Dunkelheit. Die Götter von Zabbar-Ardaran, deren Gesicht Tieger in der Trance so oft berührt hatte, verweigerten sich ihm, wurden verhüllt von einer Schwärze, die sein Geist nicht zu durchdringen vermochte. Ersah nichts außer Leere. Das Schicksal der Pfauchonen blieb ihm verborgen. Der Gedanke betrübte und beunruhigte ihn. Die Saltans spürten seine Stimmung und begannen die Geschichte seines Krieges erneut zu erzählen. Nach einer Weile schloss er die Augen und verlor sich in den Momenten seines Triumphs. Er, der Saltansprecher, hatte die Stimme erhoben, und nichts war mehr so wie zuvor...

ENDE

Den Pfauchonen ist der legendäre Saltansprecher erwachsen, eine mythische Figur, mit der praktisch niemand -gerechnet hat. Immerhin gelang die Befreiung der Prinzessin Sihame - die Situation in der Galaxis Wassermal hat sich somit komplett verändert.

Über die weiteren Ereignisse in der Galaxis berichtet Arndt Ellmer - sein PERRY RHODAN-Roman erscheint in der nächsten Woche unter dem Titel:

DAS GERICHT DER PRINZENKRIEGER